



bookshouse

Mystery Thriller

XXL-LESEPROBE

GLAS
SEELEN

Tanja
Meurer

Tanja Meurer
Glasseelen

Das Buch:

Vor Camilla und ihrer Freundin Theresa stürzt sich ein Mann vom Dach des Pergamonmuseums zu Tode. In seinen Händen hält er zwei blutige Augäpfel und ein antikes Fernrohr. War es Selbstmord?

Theresa schwört, dass sie kurz zuvor auf dem Dach einen Schatten wahrgenommen hat, einen ungeheuren, missgestalteten Mann, der den vermeintlichen Selbstmörder gestoßen hat. Doch diese Information kann sie nur noch an Camilla weitergeben, denn wenig später verschwindet sie spurlos.

Ist sie geflohen, weil sie sich von Andreas Grimm, dem ermittelnden Oberkommissar, bedrängt fühlte, oder wurde sie Opfer eines Serienmörders, der in Berlin sein Unwesen treibt?

Es gibt eine unheimliche Parallele zwischen dem Selbstmörder und den Opfern des Killers: herausgeschnittene Augen.

Camilla versucht, ihre Freundin auf eigene Faust zu finden und dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Grimm setzt sich auf ihre Fährte. Der Beamte scheint ihr Gegner zu sein. Er jagt sie tief unter die Stadt, wo sie die ausgeweidete, augenlose Leiche einer Frau findet – Theresa.

Die Autorin



Tanja Meurer wurde 1973 in Wiesbaden geboren. Sie ist gelernte Bauzeichnerin aus dem Hochbau, arbeitet allerdings seit 2001 nur noch in bauverwandten Berufen und ist seit 2004 bei einem französischen Großkonzern als Dokumentations-/Projektassistenz beschäftigt. In den für die Baukonjunktur besonders schlechten Jahren nahm sie Stellen als Kurier- und Behindertenbusfahrerin an. Nebenberuflich arbeitet sie seit 1997 bis heute als Autorin und freie Illustratorin für verschiedene Magazine, Internetseiten und Verlage.

<https://www.facebook.com/Schattengrenzen>

<http://www.schattengrenzen.de>

GLASSEELEN

Schattengrenzen 01

Tanja Meurer

Roman





Kostenlose XXL-Leseprobe

Besonders langes Lesevergnügen zum Reinschnuppern:
Die bookhouse XXL-Leseproben umfassen
etwa 20 bis 25 % des Buchinhaltes.

Glasseelen
Schattengrenzen 01
Tanja Meurer

Copyright © 2013 at Bookhouse Ltd.,
Villa Niki, 8722 Pano Akourdaleia, Cyprus
Umschlaggestaltung: © at Bookhouse Ltd.
Coverfotos: www.shutterstock.com
Korrektorat: Kerstin Thieme
Satz: at Bookhouse Ltd.
Druck und Bindung: CPI books
Printed in Germany

ISBNs: 978-9963-722-40-2 (Paperback)
978-9963-722-41-9 (E-Book .mobi)
978-9963-722-42-6 (E-Book .pdf)
978-9963-722-43-3 (E-Book .epub)
978-9963-722-44-0 (E-Book .pre)


www.bookhouse.de

Urheberrechtlich geschütztes Material

Für all meine Freunde.

Kapitel 1

Staubaugen

 Als sein Schädel auf dem Boden aufschlug und ein Rinnsal hellen Blutes um die Spitze ihres Turnschuhs lief, hörte die Welt für einen Moment auf zu atmen. Camilla starrte auf den Mann, der sich vor ihren Füßen zu Tode gestürzt hatte. Sein aufgedunsenes Gesicht verfärbte sich langsam blauviolett. Äderchen traten an Stirn und Schläfen hervor. Über seine halb offenen Lippen quollen Blut und Speichel, seine gebrochenen Glieder standen grotesk ab. Knochen stachen durch den Stoff von Jeans und T-Shirt.

Camilla hätte nie gedacht, dass jemand so wenig blutete, wenn er von einem Dach sprang. Sie betrachtete den Toten aus einer eigenartig fernen Perspektive. Als läge er nicht zerschmettert zu ihren Füßen, sondern als liefе ein Film vor ihr ab. Vielleicht lag es an der Stille, an diesem Fehlen jedweden Lautes.

Die Hände in den Taschen ihrer Jacke vergraben, die Finger um irgendetwas verkrampft, beobachtete sie, wie sein Blut unter ihre Schuhe rann und den Saum ihrer Cordhose durchtränkte. Erst nach einer Weile trat sie einen Schritt zur Seite.

Die Augen des Toten, die in den wolkenlosen Sommerhimmel starrten, fesselten ihre Aufmerksamkeit. In dem intensiven Blau glitzerten Sonnenstrahlen. Etwas rollte aus den Fingern seiner linken Hand. Camilla fuhr zusammen. Eisige Kälte kroch ihre Wirbelsäule herauf und legte sich erstickend um ihr Herz.

Zwei blutige Kugeln, an denen feine, feuchte Nervenstränge hingen, blieben unweit der verdrehten Schulter neben seinem Gesicht liegen. Unter den klebrigen roten

Schlieren und dem Straßenschmutz stachen hellblaue Iris hervor.

Eine Woge Grauen überflutete Camilla und drohte, ihren Verstand mit sich zu reißen. Sie biss sich auf die Unterlippe und den Piercingring. Der kurze, stechende Schmerz half, die aufkommende Panik zu dämpfen.

Sie schluckte einen Kloß im Hals hinunter, dennoch blieb die Angst. Ihr Magen rebellierte, ihre Knie waren kaum noch in der Lage, sie zu halten.

Kontrolliert atmete sie ein und aus, bis der Boden unter ihren Füßen wieder stillstand. Etwas hatte sich verändert. Der Himmel spiegelte sich nicht mehr in den toten Augen. Sie wurden stumpf und verloren alle Farbe, bis sie wie graubraune Erdklumpen aussahen. Ein Stück bröckelte daraus ab.

Wie paralysiert fixierte Camilla die Steinklumpen in den Höhlen, die zu grauem Sand und Staub zerfielen. Wind kam auf und wehte ihn davon. Von einem Herzschlag auf den anderen erwachte die Welt um sie zu neuem Leben. Menschen schrien und rannten über den Museumsvorplatz. Der Straßenlärm überrollte Camilla mit unsäglichem Gewalt und in einer Geschwindigkeit, als raste die Zeit, um ihren Takt wieder einzuholen.

Camilla presste die Hände gegen die Ohren. Therasas Nägel krallten sich in ihren Arm, durchdrangen den Stoff der Jacke und des T-Shirts darunter, aber der Schmerz war nicht in der Lage, den Bann zu brechen. Ihre Freundin riss sie von dem Toten fort.

Sie stolperte zwei, drei Schritte rückwärts. Ihr Blick folgte den blutigen Abdrücken ihrer Schuhsohlen auf dem Boden; heftete sich erneut an die Leiche. Schaulustige drängten sich vor, suchten aber eilig das Weite, als sich entfernt Martinshörner in den Lärm der Umwelt mischten.

Camilla fokussierte den Mann immer wieder. Träumte sie? Erneut kroch Kälte in ihren Körper. Die leeren Au-

genhöhlen und die beiden blutigen Kugeln sandten ihr Schauer bis in die Zehenspitzen. Was für ein kranker Albtraum war das? Sie zwang sich, das Gesicht nicht länger anzustarren, doch ihre Aufmerksamkeit kehrte immer wieder zurück, registrierte jedes Detail. Seine Rechte hielt krampfhaft ein altes Fernrohr umklammert. Für einen Moment glaubte sie zu wissen, was es damit auf sich hatte, aber bevor sie den Gedanken ergreifen konnte, entglitt er ihr und hinterließ eine nebulöse Leere, die sie nicht zu füllen in der Lage war.

Theresa begann zu würgen und der unheimliche Bann brach. Hilflos hielt sie die Schultern ihrer Freundin umfasst, während diese sich übergab. Tränen rannen über Therasas Wangen und zogen feuchte Spuren über ihre bleiche Haut. Ihre außergewöhnlichen, zweifarbigen Augen wirkten entzündet und die schweren Lider verquollen. Sie zitterte am ganzen Leib. Feine Schweißperlen bedeckten ihre Haut und verklebten die kurzen blonden Haare auf ihrer Stirn. An den Lippen hingen noch Tropfen von Erbrochenem.

Therasas Knie knickten ein. Camilla konnte gerade noch zugreifen, bevor sie auf dem Boden aufschlug. Sie stützte ihre zierliche Freundin und führte sie zu einer Bank, ließ sie Platz nehmen und suchte in ihrer Jacke nach Taschentüchern. Das war es, was sie zuvor umklammert hatte. Die Taschentücher und die Geldbörse. Diese Erkenntnis erschien ihr plötzlich absurd in Anbetracht der Situation. Was in ihrem Kopf war so kaputt, dass sie keine Gefühlsregungen feststellte außer der Sorge um Theresa und schwachem Entsetzen? Ihr Verstand arbeitete viel zu genau und ihr Herz raste nicht annähernd so, wie sie es manchmal in ihren Alpträumen spürte.

Der Geruch nach Säure und halb verdautem Frühstück stieg ihr in die Nase. Das Erbrochene war zu viel für ihren Magen. Sie versuchte, so wenig wie möglich zu atmen, als

sie Theresa die Magensäuretropfen von den Lippen tupfte. Ihr wurde schlecht, doch als sie das Taschentuch ein Stück von sich auf den Boden warf, fing sie sich wieder. Sie ließ sich vor ihrer Freundin in die Hocke sinken und ergriff ihre Hände. Trotz der morgendlichen Julihitze fühlten sie sich an wie die einer Toten. Aus weit aufgerissenen Augen starrte Theresa durch sie hindurch. Der Anblick der blauen und der braunen Iris wirkte leicht verwirrend. Angst hatte sie dunkel gefärbt. Unwillkürlich fragte sich Camilla, was Theresa gesehen hatte? Das Gleiche wie sie?

Langsam kroch ein Hauch des Grauens in ihr Herz. Sie fror entsetzlich. Ihre Hände flatterten. Aber sie empfand nichts, es waren Therasas Gefühle, die sie in sich aufnahm.

Sie fürchtete sich vor dem Augenblick, in dem sie von all den Emotionen überschwemmt würde, die sie bislang erfolgreich verdrängte. Doch im Moment konnte sie nichts weiter tun, als für Theresa da zu sein und alle Stärke aufzubringen, zu der sie in der Lage war. Nur wie lange hielt sie das durch?

Jenseits der Spreegabelung und der Museumsbrücke hielten Krankenwagen und Polizei. Sanitäter mit Bahre und Zinksarg überquerten den Steg und kamen die Stufen herauf, während uniformierte Polizisten Schaulustige zur Seite trieben.

Camillas Gedanken kreisten um den Selbstmörder. Warum war er gesprungen?

Ihr Blick schweifte über den Museumsvorplatz und über das ameisenartige Gewusel von Männern und Frauen in Uniformen. Weitere Fragen erwachten. Von welcher Stelle war er gesprungen? Über dem Haupteingang gab es aus ihrer Perspektive keine Möglichkeit, das Flachdach zu betreten. Möglicherweise irrte sie sich und er hatte den Sprung von ganz oben geschafft. Aber dann hätte er auf dem Vordach des Eingangs aufschlagen müssen, was ihm vermutlich schon im Vorfeld alle Knochen gebrochen

hätte. Ihre Fantasie reichte mit Leichtigkeit aus, sich vorzustellen, wie er dann ausgesehen hätte. War er möglicherweise gestoßen worden?

Die morbiden Gedanken faszinierten sie ebenso sehr, wie sie ihr Angst einjagten. Über mangelnde und kranke Fantasie konnte sie sich nicht beklagen. Schließlich war sie in ihrer Kunstklasse als abartig und ein wenig verrückt verschrien, aber es gab eine Grenze zwischen Vorstellung und Wirklichkeit.

Es war keine Einbildung gewesen, wie die Augen des Toten zu Sand zerfallen waren, etwas, das zwar in Filmen und Büchern geschah, auch in den Comics, die sie zeichnete, aber nicht in der Realität. Theresa musste dieses Detail erst recht aufgefallen sein. Sie konnte seltsame Phänomene sehen und deuten.

Seit ihrer Kindergartenzeit schweißte diese Fähigkeit sie eng aneinander. Nur war Theresa immer diejenige, die dem Übernatürlichen offener gegenüberstand als sie. Umso schlimmer hatte sie das Erlebnis getroffen. Theresa sah furchtbar aus.

Ein weiterer Schauer lief ihr über den Rücken, während sich die erste gemeinsame Begegnung mit dem Übersinnlichen in ihre Gedanken schob.

Damals waren sie noch kleine Mädchen, besuchten nicht einmal die Grundschule.

Therasas Eltern hatten ein altes Gehöft im Taunus gekauft, um dem Trubel der Frankfurter Innenstadt zu ent-rinnen. Der erste Besuch bei Theresa hatte sich nachhaltig in ihre Seele gefressen. Therasas Eltern feierten in dem ehemaligen Stall, der zur Galerie umgebaut worden war, während sie sich von ihrer Freundin das Wohngebäude zeigen ließ. Theresa hatte in Worte gefasst, was Camilla dachte: *»Es ist, als würde man in ein Grab steigen. Das Haus lebt.«* Von der ersten Sekunde an wusste sie, dass Theresa recht hatte.

Für einen Atemzug fühlte sie die kalten, feuchten Wände wie damals, roch den schimmligen Atem des jahrhundertalten Gebäudes, der sich trotz Sanierung gehalten hatte. Camillas Fantasie erschuf Schatten, die länger wurden, sich verzerrten und ihnen auflauerten. Unsichtbare Geschöpfe starrten permanent durch die engen Fenster. Ihre Anspannung stieg mit jedem Augenblick, bis Theresa aus irgendeinem Grund herumwirbelte. In der gleichen Sekunde fiel die erste Tür am anderen Ende des Hauses zu. Der Wind konnte es nicht gewesen sein, schließlich regte sich kein Lüftchen. Einen Herzschlag später schlug die nächste Tür zu.

Etwas kam! Camilla wusste es einfach. Neben Theresa hetzte sie durch den Flur auf die Terrasse zu.

Nur raus! Hinter ihnen folgte ein unsichtbares Geschöpf.

Dumpfe, immer rascher aufeinanderfolgende Schläge begleiteten sie. Dieses Ding kam immer näher. Eine Berührung an ihrem Haar spornte sie an, sich noch mehr anzustrengen. In Windeseile durchquerten sie das Wohnzimmer. Camilla stieß die Staffelei von Therasas Mutter um, beinah wäre sie darüber gestürzt. Ihre Ängste steigerten sich zu nackter Panik. Sie schrie. Sie wollte nicht sterben, um Teil dieses Hauses zu werden.

Der Gedanke verstärkte ihre Anstrengung. Sie erreichte neben Theresa den Weg hinaus. Als die Sommerhitze sie umfing, wusste Camilla, dass sie gerettet waren. Trotz allem blieben sie nicht stehen. Erst als sie quer über den Hof gehetzt waren und die Scheune erreichten, wagten sie es, langsamer zu werden. Ihre Eltern fuhren überrascht auf, als sie hineinstolperten. Weinend warf sich Theresa in die Arme ihrer Mutter. Camilla jedoch hielt inne. Mit dem Gefühl, ihr hätte jemand auf die Schulter getippt, wirbelte sie zu dem Wohnhaus herum. Auf den Fenstern reflektierte Sonnenlicht, als zwinkerte ihr das Gebäude zu.

Das alte Haus war ihre erste Begegnung mit dem Übernatürlichen – und obwohl Theresa und sie sich damals beinah in die Hosen gemacht hatten, wünschte sie, das Erlebte von heute auf der Stelle gegen die Erinnerung zu tauschen.

Als sie älter waren, hatten sie manchmal über ihre Panikattacke gelacht. Über die toten, zerbröckelnden Augen des Mannes würde sie niemals lachen.

Theresa rieb zitternd die Beine unter ihrem Rock gegeneinander. Camilla zog ihre Jacke aus, legte sie um Theresas Schultern und fing einen dankbaren Blick auf. Sie entspannte sich etwas. Theresa kehrte zumindest einen Schritt weit aus ihren Alpträumen zurück.

»Der Aufschlag muss heftig gewesen sein, wenn er ihm sogar die Augen rausgerissen hat.«

Ihre Nackenhaare stellten sich auf. Sie wandte den Kopf dem Mann zu, der gesprochen hatte. Er sah recht jung aus und trug weder Uniform noch die typische Weste des Rettungsdienstes.

Einer der Sanitäter runzelte die Stirn. »Bei der Polizei müssen wohl Pietätlosigkeit und seltsamer Humor normal sein, wie?« In seiner Stimme schwang ein abfälliger Ton.

Der Angesprochene zuckte mit den Schultern und übergang den Kommentar. »Die Spurensicherung muss noch Bilder machen. Dann könnt ihr ihn mitnehmen.«

Camilla sah Theresa an, die das Gesicht wieder in ihren Händen verborgen hielt. »Geht es?«, fragte sie leise.

Ihre Freundin schluchzte auf, zwang aber die Tränen zurück und nickte tapfer. Sie ließ die Hände sinken.

Camilla schlang beide Arme um Theresas Oberkörper, während diese den Kopf an ihrem Hals vergrub. Sie zitterte am ganzen Leib. Behutsam wickelte Camilla ihre Kapuzenjacke um Theresa. Das Beben ging ihr durch Mark und Bein. Die Tränen ihrer Freundin benetzten ihr T-Shirt. Sie schmiegte hilflos ihre Wange an Theresas zerzaustes Haar.

»Wo sind die Mädchen, die den Mann haben springen sehen?«

Sie fuhr zusammen. Ihre erste Intention war es, Theresa an der Hand zu packen und mit ihr wegzulaufen. Aber was hätte das gebracht?

Therasas Augen glitzerten dunkel und feucht. »Bitte nicht«, flüsterte sie fast tonlos.

Auch Camilla wollte nicht mit den Polizisten reden, nicht alles noch einmal durchleben. Dennoch hob sie schwach die Hand.

»Hier«, sagte sie, wobei sie hoffte, dass der Straßenlärm und die nahende S-Bahn ihre Stimme verschlucken würden. Aber der Zivilpolizist schien gute Ohren zu besitzen, denn er fasste sie sofort in den Fokus.

Die Art, wie er sie ansah und besonders Theresa fixierte, gefiel Camilla nicht. Sein starrer Blick und die kalten blauen Augen machten sein Gesicht unerträglich, auch wenn er sonst glatt, hübsch und freundlich aussah. Aufmunternd lächelte er. Das Verziehen der Lippen verlieh ihm noch mehr den Ausdruck einer männlichen Barbiepuppe. Langsam kam er näher und blieb in einer für Camilla zu geringen Distanz stehen. Als er sich zu ihr neigte, nahm sie sein herbes Aftershave wahr, das sich mit dem Geruch nach kaltem Zigarettenrauch und schalem Kaffee vermischte. Ihr Körper reagierte mit Übelkeit. Unwillkürlich rutschte sie zurück, so weit es ihr mit Theresa im Arm gelang.

Er schien die Bewegung nicht zu registrieren und neigte sich noch weiter herab. »Ich brauche eure Zeugenaussagen, ihr beiden Hübschen.«

Ein Zivilfahrzeug der Polizei brachte sie in die Charité und eine Stationschwester wies ihnen ein freundliches, helles Zimmer zu. Schnittblumen standen auf dem Fensterbrett und dem Esstisch gegenüber den beiden Betten. Durch die

hohen Fenster schien Sonne, erwärmte die Luft und malte Muster von den Blättern der Bäume auf den Boden. In den grün-goldenen Strahlen tanzten Staubkörnchen und legten sich wie eine feine Decke über den intensiv blauen PVC. Es roch nach Reinigungs- und Desinfektionsmitteln, aber auch nach Blumen und Obst, die sich auf einem Sideboard befanden. Der Ort strahlte in dem mittäglichen Sommerlicht einen tröstlichen Frieden aus.

Camilla saß auf der Bettkante und beobachtete das Lichtspiel, das der Wind erzeugte, wenn er draußen durch die Bäume strich. Ihre Überlegungen verloren sich irgendwo zwischen Staub und feinen Sandkörnern, die von Böen davongetragen wurden ...

Unwillkürlich schauderte sie. Das Bild der Augen, die sich zersetzten, ließ sie nicht los, verfolgte sie bis in diesen sonnigen, ruhigen Raum. Der Gedanke bereitete ihr körperliches Unbehagen. Wie zur Abwehr zog sie die Beine an und umschlang sie. Es dauerte, bis sie begriff, dass Theresas Blick in ihren Rücken stach. Sie verspürte das widersinnige Gefühl, ertappt worden zu sein. Schnell wandte sie den Kopf, bis sie ihre Freundin sehen konnte, die sich in dem Bett hinter ihrem zusammengerollt und die dünne, weiße Decke bis zu den Augen hochgezogen hatte. Sie sah fast aus wie eine Leiche.

Das Grauen entsprang Camillas eigener Fantasie.

»Was denkst du?«, fragte Theresa sehr leise. Ihre Stimme klang brüchig und zitterte noch immer.

»Ich weiß nicht recht«, antwortete Camilla. Sie wollte Theresa nichts von ihrer Horrorvision erzählen.

»Das ist seltsam«, flüsterte Theresa. »Sonst hast du auf alle Fragen eine Antwort.«

Camilla wünschte sich nichts sehnlicher als eine Möglichkeit, sich aus dem Raum zu stehlen, fort von Theresas unangenehmer Frage.

Aber sie konnte nicht fort.

Ihre Freundin allein zu lassen wäre unmöglich. Sie waren in fremder Umgebung und hatten nur einander.

Mühsam sammelte sie sich und rappelte sich auf. Ihre Beine waren im Weg. Als sie endlich halbwegs bequem saß, begegnete ihr Therasas Blick mit unverhohlenem Unverständnis.

Camilla griff nach ihrem Kopftuch und zog es sich aus den Haaren. Wenn sie ihre Finger schon nicht mit Stift und Block beschäftigen konnte, musste sie zumindest mit ihrer langen Mähne spielen.

»Hast du die Augen gesehen?« Ihre Stimme klang zu schrill.

Anscheinend registrierte Theresa die Tonlage nicht. Sie schob die Decke etwas hinab, sodass Camilla ihr Gesicht sehen konnte.

»Ja, habe ich. Diese blutigen Pupillen, die er sich aus dem Schädel geschlagen hat ...« Sie wand sich und würgte.

Offenbar hatte Theresa nichts von dem Phänomen bemerkt. Wenn sie davon erzählte, würde sie Theresa noch mehr verunsichern oder ihr neue Ängste bereiten. Nachdenklich wickelte Camilla einige Haarsträhnen um ihr Handgelenk.

Therasas auffordernder Blick bedrängte sie. Es fühlte sich unangenehm an.

Was wollte sie? Camillas Wahrheit?

Möglicherweise war es sogar eine gute Idee, darüber zu sprechen. Vielleicht konnte Theresa ihr sagen, was dieses Phänomen bedeutete. Normalerweise fand sie immer eine Antwort auf solche unerklärlichen Vorkommnisse.

Camilla sog die Unterlippe ein und lutschte einige Sekunden lang an ihrem Piercing, bevor sie den Mut fand, Theresa von ihrer Beobachtung zu berichten. Währenddessen fixierte sie ihre Freundin genau, immer bereit, sofort abzubrechen, wenn ein Anzeichen darauf hindeutete, dass sie ihr zu große Angst einjagte.

Therasas Mimik änderte sich nicht, nur ihre ausdrucksstarken, großen Augen sprachen unverwandt, auch wenn Camilla nicht einschätzen konnte, was sie dachte. Bleierne Stille senkte sich über den Raum.

»Was denkst du denn?«, fragte Camilla schließlich angespannt.

Theresa seufzte und zog die Decke wieder höher. »Während du hinabgeschaut hast, habe ich hochgesehen.« Ihre Stimme bebte. Therasas Augen weiteten sich in stummem Grauen. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und rollte sich unter der Decke zu einer Kugel zusammen. »In meinem ganzen Leben habe ich nichts Entsetzlicheres gesehen.« Sie keuchte. »Der Mann auf dem Dach! Dieses unglaubliche Monster!«

Camillas Nackenhaar sträubte sich, als wäre es um einige Grad kälter geworden. Die tanzenden Schatten auf dem Boden wirkten plötzlich nicht mehr harmonisch und beruhigend, sondern erinnerten an tausend krabbelnde Käfer.

»Wovon redest du?«

Ihr Herz raste. Das, was Theresa gesehen hatte, musste viel unheimlicher sein, als sie es erahnte.

Ihre Freundin schwieg.

»Du meinst den Selbstmörder?«

Schwach schüttelte Theresa den Kopf.

Kälte rann durch Camillas Adern. Das Bild von dem zerschmetterten Kopf und den Knochen bekam eine neue Bedeutung. Die Vermutung, dass es sich um einen Mord handeln könnte, war ihr bereits im Ansatz durch den Kopf gegangen.

»Was war das für ein Mann?«, fragte Camilla atemlos.

Theresa sah sie aus schreckgeweiteten Augen an und rollte sich auf die ihr abgewandte Seite. »Ich will nicht davon sprechen.«

Warum forderte Theresa sie überhaupt auf, mit ihr zu reden? »Was soll das denn jetzt?« Der scharfe Tonfall tat

ihr augenblicklich leid. Sie wusste zu gut, dass sie nicht normal reagierte.

Camilla war fast froh darüber, als eine Frau den Raum betrat. Sie war schlank, beinah hager, mittleren Alters und strahlte Ruhe und Selbstsicherheit aus.

»Melanie Wallraf«, stellte sie sich vor. Sie reichte Camilla die Hand. »Ich bin Psychotherapeutin und Ihre betreuende Ärztin. Wer von Ihnen ist Theresa und wer Camilla?«

Theresa setzte sich auf, doch sie schwieg.

»Ich bin Camilla Hofmann und das ist Theresa Mielke.«

Dr. Wallraf nickte Theresa lächelnd zu. »Herr Grimm, der Polizist, der Ihre Zeugenaussagen noch aufnehmen muss, hat bereits Ihre Eltern informiert.«

Dieses Ekel von der Museumsinsel.

»Wann?« Weder ihre noch Theresas Eltern hatten bislang den Versuch unternommen, auf dem Handy anzurufen.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, entgegnete Frau Wallraf.

Camilla konnte den Impuls nicht unterdrücken, das Telefon aus der Hosentasche zu ziehen und enttäuscht zur Seite zu legen, als sie das leere Display sah. Sie behielt es in Sichtweite. Sollte sich bis fünfzehn Uhr nichts getan haben, wollte sie sich bei ihrer Familie melden. Obwohl die Bindung nicht die stärkste war, fühlte sie sich hilflos. Die Nähe ihrer Eltern würde guttun.

»Sie kommen nicht aus Berlin, oder?« Die Psychotherapeutin bemühte sich, auch Theresa per Blickkontakt in das Gespräch einzubeziehen, aber das Schweigen verdeutlichte, dass Theresa sich in ihre eigene Welt zurückgezogen hatte.

»Wir wollten Urlaub machen«, sagte Camilla leise. »Zwei Wochen Berlin, um uns vom Abi zu erholen.« Sie biss sich auf die Unterlippe. Nach den Ferien würde ihr

Studium beginnen. Das letzte Schuljahr war die Hölle gewesen. Neben der Lernerei für das Abitur arbeitete sie verbissen an ihren beiden Mappen, mit denen sie sich bei verschiedenen Universitäten für Kunst beworben hatte.

Ihr heimlicher Traum, ein Stipendium im Städel in Frankfurt zu bekommen, hatte sich leider nicht erfüllt. Zugabenermaßen hielt sie sich auch nicht für gut genug, um eine der erwählten 200 Studenten zu werden, die sich die Dozenten unter allen Bewerbern weltweit aussuchten.

War das überhaupt noch wichtig? Camilla rieb sich die Schläfen. Jetzt erhielt der Gedanke einen schalen Beigeschmack. Alles hatte sich verändert. Sogar die Freundschaft zu Theresa schien nicht mehr die Gleiche zu sein. Ein seltsames Gefühl von Unverständnis, das sie zwischen ihnen nicht kannte, hatte sich eingeschlichen. Nicht einmal in der Geborgenheit ihres Zimmers konnten sie sich verstecken. Die Polizei erwartete eine Aussage und würde sie nicht so schnell fortlassen.

Wenn ihre Eltern nicht kamen, würden sie in ihre unpersönliche Jugendherberge zurückkehren und waren diesem Moloch von Stadt schutzlos ausgesetzt. Gegen Berlin wirkte Frankfurt wie ein Dorf.

»Sagen Sie ruhig, was Sie denken.«

Camilla ignorierte die Worte der Ärztin. Sollte sie doch glauben, dass sie verstockt war. Schließlich gab Frau Dr. Wallraf auf und wandte sich zur Tür.

»Kommen Sie beide bitte mit. Herr Grimm erwartet Sie.«

Theresa ging neben ihr über den Flur und hielt den Blick gesenkt. Ihre Hände berührten sich fast. Irgendwann ergriff Camilla die Finger ihrer Freundin und drückte sie. Etwas von ihrer Wärme floss zu Theresa über.

Frau Wallraf führte sie durch ein kleines, ordentliches Sekretariat, in dem eine rundliche Frau unschätzbaren Alters einen mit blauem Stoff bezogenen Ordner füllte. Die

Assistentin hielt Doktor Wallraf die Unterschriftenmappe entgegen. »Wichtig!«, merkte sie an.

Im Vorbeigehen nahm die Ärztin die Mappe an sich, ging voran und ließ Camilla und Theresa in ihr Büro treten. Der großzügig eingerichtete, angenehme Raum roch nach altem Leder. Er wirkte ähnlich hell und freundlich wie das Zimmer, in dem sie untergebracht waren, nur weitaus eleganter. Die Atmosphäre erinnerte an Edgar Wallace Filme, allein durch die Tür mit einer genieteten, grünen Lederpolsterung.

In den Besuchersesseln neben einem ausladenden Bürotisch saßen zwei Männer. Grimm hielt die Arme vor der Brust verschränkt und wirkte entspannt. Sein dunkles Haar fiel ihm in die Stirn und er blinzelte gegen die Sonne. Sein ebenmäßiges, hübsches Gesicht war ihr bereits bei der ersten Begegnung aufgefallen. Er konnte kaum mehr als zehn Jahre älter sein als sie. Camilla betrachtete ihn nachdenklich. Er erinnerte nicht mehr an einen »Ken«, dennoch wirkte er seltsam oberflächlich und künstlich. Doch das dachte sie von vielen Männern, die aussahen, als wären sie Werbemodelle für Unterwäsche oder Kosmetikprodukte. Wenn sie ihn jetzt betrachtete, konnte sie ihren Abscheu von vorhin nicht mehr ganz nachvollziehen.

Aber die Vorsicht wollte sie dennoch nicht fallen lassen. Vielleicht, dachte sie, ist es nicht immer gut, nach dem ersten Eindruck zu urteilen.

Er erhob sich und begrüßte die Ärztin, die ihm ihre Hand sofort wieder entzog. Umso herzlicher widmete sie sich dem älteren Beamten. In ihren Augen glomm sogar ein warmes Lächeln auf.

Grimm reichte auch Theresa die Hand und betrachtete ihre hübsche, wohlgeformte Freundin eine Sekunde zu lang und zu eingehend.

Camilla entzog ihm die soeben gewonnenen Sympathiepunkte.

Ähnlich wie zuvor Therasas drückte Grimm auch ihre Hand. Er musterte sie. Plötzlich glaubte sie, seinen bohrenden Blick bis in ihre Gedanken zu spüren, als würde sein Bewusstsein in sie eindringen. Es fühlte sich nicht brutal an, aber dennoch roh und lüstern.

Das unheimliche Bild der Augen des Toten legte sich über seine.

Ihr lief ein Schauer über den Rücken, als seine Pupillen ebenfalls zu Staub zerfielen.

Die Vision verschwand. Camilla presste die Linke auf ihren Magen. Ihre Knie zitterten. Sie musste alle Selbstbeherrschung aufwenden, um nicht loszuheulen.

»Hauptkommissar Weißhaupt«, stellte sich der zweite Zivilbeamte vor. »Andreas Grimm kennen Sie ja bereits.«

Sie löste ihre Finger aus Grimms und versuchte, Weißhaupt einzuschätzen. Seine Größe wirkte beeindruckend. Er schien mittleren Alters zu sein, hatte ein rundes Gesicht und ein liebenswertes Lächeln, das sich in seinen dunklen Augen widerspiegelte. Äußerlich erinnerte er ein wenig an ihren Vater. Oberlippenbart und dunkle, millimeterkurze Haare stimmten ebenso überein wie die breiten Schultern und sein etwas zu runder Bauch. Das, was dem jungen Grimm fehlte, war in dem älteren Weißhaupt zur Genüge vertreten: Menschlichkeit und Wärme.

Und, fügte sie ihren Überlegungen hinzu, eine ganz und gar unmagische Aura.

»Dürfen wir Ihr Büro nutzen?«, fragte der Kommissar an Frau Wallraf gewandt.

Sie nickte. »Aber Sie verstehen sicher, dass ich meine Patientinnen nicht allein lasse.«

Weißhaupt lächelte. »Davon bin ich ausgegangen, Frau Doktor.« Er deutete auf die lederne Sitzgruppe neben der Tür.

Theresa zögerte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Camilla leise.

Ihre Freundin nickte und setzte sich dicht neben Camilla, sodass sich ihre Beine berührten. Camilla ergriff Theresas Hand. Der leichte Gegendruck zeigte Dankbarkeit.

Weißhaupt nahm ein Tonbandgerät aus seiner Weste. Er nannte Aktenzeichen und Zeugennamen und legte es auf den Glastisch.

»Ich muss Ihnen Fragen stellen, die nicht angenehm sein werden. Wenn es Ihnen zu viel werden sollte, geben Sie mir bitte ein Zeichen. Wie Sie wissen, geht es um einen mutmaßlichen Selbstmord.«

Wenn Theresa recht hatte – und dessen war sie sich sicher – verbarg sich mehr dahinter.

Ihr fiel auf, dass Grimm sie beobachtete. Seine hellen Augen wirkten glasig, als wäre er nicht bei sich. Ein erdrückendes Bewusstsein füllte den Raum mit seiner bösen Präsenz. Die Härchen an Camillas Armen richteten sich wieder auf. Theresas Griff wurde fester, schmerzhaft. Der Druck rieb die Knochen ihrer Hand gegeneinander. Ihre Nägel bohrten sich scharf in Camillas Haut.

Grimm hatte etwas Lauerndes an sich. Camilla zwang sich zu anderen Gedanken, bevor ihre Fantasie endgültig mit ihr durchging.

»Keine Angst«, sagte Weißhaupt gutmütig, »Sie sind im Urlaub, richtig?«

Theresa nickte.

»Aus Hessen?«

»Frankfurt am Main.« Camilla fuhr ihren Ausschnitt entlang und zupfte am Rand ihres T-Shirts. Grimms Anwesenheit gab ihr das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.

Weißhaupt lächelte. »Meine Tochter ist gerade im Taunus unterwegs.«

Pflichtschuldig lächelte Camilla. Das Verziehen der Lippen fiel ihr immer schwerer. Grimms Blicke stachen in ihre Brust. Genau wie sich der Druck von Theresas Hand

steigerte, verstärkte sich der Gedanke, zu ersticken. Wie durch dichten Nebel hörte sie Weißhaupts Stimme. Die Worte sickerten zäh in ihren Verstand.

»Dann kannten Sie sicher den Mann auch nicht, oder?«

Camilla schüttelte den Kopf. Leise hörte sie Theresa verneinen. Ein unfreiwilliges Stöhnen entrang sich ihrer Kehle.

Frau Wallraf packte Camillas Schulter. »Alles okay, Camilla?«

Plötzlich ließ der strangulierende Druck nach und sie konnte wieder frei atmen. Sie sog gierig nach Luft und fühlte sich, als wäre sie einen Marathon gelaufen. Ihr Herz und die Lungen hatten sich zusammengekrampft und entspannten sich endlich, wenn auch sehr schmerzhaft.

»Also beide nicht.« Weißhaupt straffte sich. »Niemand war so dicht an dem Selbstmörder wie ihr. Er ist euch praktisch vor die Füße gesprungen.«

Theresa saß blass wie eine Tote da und zitterte zunehmend. Vielleicht fühlte sie sich von Grimms Blicken bedrängt, aber wahrscheinlicher war, dass sie alles noch einmal vor sich sah.

Frau Wallrafs Blick verdüsterte sich. Sie sah aus wie ein Panther vor dem Sprung, ihre Mimik drückte höchste Anspannung und Sorge um Theresa aus. Die seltsame Stimmung im Raum entging auch Weißhaupt nicht. Er tauschte einen Blick mit der Ärztin.

»Geht es, Theresa?«, fragte sie und legte ihr sanft die Hände auf die Schultern. Ruhe strahlte von der Ärztin aus. Fast schien sie Theresa gegen die Angriffe abschirmen zu können.

Theresa atmete mehrfach kontrolliert und schloss die Augen. Sie nickte. Ihr Griff um Camillas Finger lockerte sich und hinterließ ein Brennen an den Stellen, in die sie zuvor ihre Nägel gekrallt hatte.

Weißhaupt räusperte sich. »Möchten Sie etwas trinken?«

Camilla hatte eigentlich brennenden Durst, aber sie wollte das alles so schnell wie möglich hinter sich bringen. Auch Theresa schüttelte den Kopf.

»Gut, machen wir weiter.« Weißhaupt senkte die Lider. Er grübelte offensichtlich. Als er erneut sprach, hatte sich seine Tonlage geändert. »Haben Sie gesehen, wie er gesprungen ist?«

Theresa antwortete dieses Mal vor Camilla. »Er war plötzlich in unserem Sichtfeld und schlug auf. Ich habe gesehen, wie sein Kopf auf den Platten zerplatzte und breiter wurde. Seine Augen ...«, sie würgte und presste beide Hände gegen die Lippen.

Ihre Worte weckten den Moment erneut. Der dumpfe Aufschlag des Schädels, der unter der Haut zersprang, und die Adern, die in seinen Augen und seinem Gesicht platzten. Seine blasse Haut, die sich erst rot, dann blau verfärbte. Camilla erinnerte sich an Details, die sie am liebsten nie gesehen hätte. Der Aufprall hatte einige Zähne aus seinem Kiefer geschlagen. Sie sah seine Zunge, die er halb durchgebissen hatte, und die verdrehten, mehrfach gebrochenen Gliedmaßen, die durch Haut und Stoff stachen.

Alles Blut wich aus ihrem Kopf.

Kälte kroch in ihren Leib, trieb für Sekunden jedes Gefühl aus ihren Gliedern. Zum ersten Mal überfiel sie das entsetzliche Grauen, das Theresa bereits die ganze Zeit ertrug.

Erst Therasas panischer Aufschrei zwang sie zurück in die Wirklichkeit. Sie befand sich nicht mehr auf der Museumsinsel, stand nicht mehr in seinem Blut. Sie saß hier, in Frau Wallrafs Büro, in Sicherheit, sofern es so etwas gab.

Theresa weinte hysterisch.

Erst jetzt wurde Camilla klar, dass sie all ihre Erinnerungen laut ausgesprochen hatte. Sie schloss ihre Freundin in die Arme. Theresa krallte sich fest, sie schien keine Luft zu bekommen, so hilflos, wie sie keuchte.

»Wir brechen ab«, befahl Frau Wallraf mit fester Stimme. »Das ist mehr als genug für die beiden.«

»Ich will heim!« Theresa schnappte nach Luft. »Ich will weg!«

»Warum rufen unsere Eltern nicht an?« Camilla erkannte mit Schrecken die Angst in ihrer eigenen Stimme.

»Ihre Eltern wollten sich umgehend auf den Weg machen«, sagte Grimm aufgesetzt mitfühlend. »Theresas Eltern konnte ich nicht erreichen. Sind sie in Urlaub?«

Camilla biss sich auf die Unterlippe. Der boshafte Unterton machte sie wahnsinnig. Aber er sagte die Wahrheit. Sie hatte in all der Panik vergessen, dass Theresas Eltern nicht zu Hause waren. Zum Glück würde ihre Familie bald da sein. Sie würde ihnen Sicherheit geben und Trost spenden, denn Theresa war für sie wie eine zweite Tochter.

»Bald sind meine Eltern da. Dann wird alles gut«, versuchte sie, Theresa zu beruhigen, obwohl sie zu spüren glaubte, dass nichts gut werden würde. Außerhalb des unüberschaubaren Spiels, das Grimm trieb, lauerte etwas auf sie, unheimlich und gewaltig. Es schien, als wäre all das erst der Anfang.

»Soll ich Ihnen ein Beruhigungsmittel geben?«, fragte die Ärztin leise.

Camilla schüttelte den Kopf.

»Sie sollten sich am besten erst mal hinlegen und versuchen, zur Ruhe zu kommen.«

Aus dem Mund der Ärztin klang der Vorschlag eher wie ein Befehl. Dankbar nahm Camilla zur Kenntnis, dass sich die Beamten schweigend der Autorität der Ärztin beugten.

Kapitel 2

Theresa

e amilla konnte nicht einschlafen. Sie starrte unverwandt das Handy an, das neben ihr auf dem Kopfkissen lag. In den vergangenen Stunden hatte sie immer wieder versucht, ihre Eltern zu erreichen. Es war wie verhext. Sie nahmen nicht ab. Nicht einmal der Anrufbeantworter lief, obwohl sie nie das Haus verließen, ohne ihn einzuschalten. Auch an das Handy ging niemand. Fast glaubte sie, ihre Versuche liefen ins Leere, und nur, um ihre Idee als Unsinn zu entlarven, rief sie über den Münzfernsprecher in der Halle bei ihrer Familie an. Ohne Erfolg. Schließlich entschied sie, darauf zu vertrauen, was Frau Wallraf gesagt hatte. Wahrscheinlich hatten ihre Eltern alles stehen und liegen gelassen und befanden sich bereits auf dem Weg.

Warum waren sie noch immer nicht hier? Fuhren sie die weite Strecke mit dem Auto? Standen sie im Stau? Wieso flogen sie nicht? Die Unsicherheit änderte sich schleichend zu Panik, die krampfhaft ihr Herz umschloss.

Sie betrachtete Theresa, die endlich Ruhe gefunden hatte und hoffentlich zum ersten Mal an diesem Tag an nichts denken musste.

Wo blieben ihre Eltern nur? Camilla rollte sich auf die Seite und zog die Beine an. Vielleicht saßen sie morgen früh hier, um sie in die Arme zu schließen, wenn sie erwachte. Der Gedanke kam ihr albern vor. Sie war schließlich kein Kind mehr und stand auf eigenen Beinen. Nur jetzt – jetzt wünschte sie sich nichts sehnlicher als ihre Familie. Ihre Sicht verschwamm, Tränen füllten ihre Augen. Sie verfluchte sich halblaut dafür. Ihre Kontaktlinsen rieben unangenehm. Schließlich nahm Camilla sie heraus.

Camilla blinzelte mehrfach, bis sie sich wieder im Griff zu haben glaubte. Sie wählte erneut die Nummer ihrer Mutter. Schon nach den ersten Klingeltönen gab sie auf. Sie wusste, dass niemand abheben würde. Wut und Verzweiflung wallten auf. Es war fast Mitternacht und sie waren noch immer nicht hier! Camilla warf dem Display einen zornigen Blick zu, drückte das Handy dann aber behutsam an sich. Mit einem Gefühl von Einsamkeit und Hilflosigkeit versanken ihre Gedanken in neblig dunklen Träumen.

Der hell getünchte Flur war nur matt erleuchtet. Durch die Fenster ihres Zimmers fiel das Mondlicht schwach bis in den Gang und malte Schattenmuster auf den Boden. Die Tische und Stühle wirkten bizarr. Camilla musste sich zusammennehmen, um nicht ihrem ersten Impuls nachzugeben und sich mit Theresa im Zimmer einzuschließen.

Das war eine Nervenklinik! So hell und angenehm sie bei Tag aussah, so unheimlich mutete der alte Bau bei Nacht an.

Wo waren die Stationsschwestern? Musste nicht immer jemand da sein? Nervös sah sie in beide Richtungen des breiten Ganges. Sie erinnerte sich genau, dass sie an einem Schwesternzimmer vorübergekommen war. Sie warf einen Blick über die Schulter auf die schlafende Theresa und verharrte unschlüssig. Camilla wusste nicht einmal, warum sie aus dem Zimmer wollte, musste aber mit irgendetwas ihre Unruhe besänftigen.

Leise schloss sie die Tür hinter sich. Das Einrasten des Schlosses war nichts als ein leises Klicken, das ihr in der erdrückenden Stille wie ein Pistolenschuss vorkam. Sie blieb für Sekunden reglos stehen und hielt den Atem an, lauschte. Nichts regte sich. Sollten nicht von irgendwoher Stimmen zu hören sein, Geräusche von Bettfedern, Schnarchen? Camilla presste eine Hand gegen die Lippen. Sie wagte kaum, sich zu bewegen. Ihre nackten Füße würden

Lärm verursachen und sie verraten. Würden die weißen Wände auf sie herabstürzen oder die Schatten lebendig werden, um sie zu zerreißen? Ihr Herz raste. Unstet huschte ihr Blick hin und her. Nicht die geringste Kleinigkeit durfte ihr entgehen. Selbst die Pflanzen schienen nun bedrohlich in den Gang hineinzuragen, wurden zu tastenden, dünnen, endlos langen Fingern, die nach ihr griffen, um ihr etwas zu nehmen ... Sie wollten ihre Augen!

Angst schnürte ihr die Kehle zu. Hilflos fühlte sie sich ihrer Fantasie ausgeliefert, die eine Welt aus finstersten Alpträumen spann und sie zu verschlucken drohte.

Im Augenwinkel sah sie eine Bewegung.

Ein heiserer Aufschrei entrang sich ihrer Kehle. Sie wollte herumfahren, blieb jedoch wie festgenagelt stehen. Jemand kam auf sie zu. Camilla kniff die Lider zusammen und ballte die Fäuste, darauf gefasst, dass sie um ihr Leben kämpfen musste.

Die Schuhe einer zerbrechlichen Gestalt verursachten leise Geräusche auf dem PVC. Camilla atmete auf.

Kein Monster!

Wenige Meter entfernt stoppten die Schritte. Im Mondlicht erkannte sie das ebenmäßig schöne Gesicht einer Frau. Ihre Makellosigkeit nahm Camilla fast den Atem. Die Fremde war klein, überaus zerbrechlich und strahlte die Grazie einer Königin aus. Seidig schwarzes Haar flutete über ihre Schultern bis zu den Knien hinab. Ihr einfaches graues Kleid wirkte konträr zu der stolzen Ausstrahlung.

Ein sonderbares Gefühl der Zugehörigkeit wischte durch ihren Kopf. Camilla wagte einige Schritte auf die Frau zu.

Die Fremde hielt die Lider gesenkt wie eine Schlafwandlerin, wandte sich um und ging wortlos den Flur entlang zum Treppenhaus. Genauso still folgte Camilla ihr auf nackten Füßen. Sie begegneten keiner Schwester, keinem Arzt oder Pfleger. Aus den Zimmern drang kein Laut.

Ihre stille Führerin stieg die Stufen hinunter. Camilla wagte nicht, auch nur ein Wort zu sagen, um das feine Band zu der Fremden nicht zu zerstören. Weshalb folgte sie ihr? Sie verstand nicht, warum. Erst recht schaffte sie es nicht, das Gefühl des Vertrauens einzuordnen, als wäre die Fremde ihr seit Jahren mit all ihren Geheimnissen wohlbekannt.

Der Gedanke irritierte sie. Camilla blieb stehen. Obwohl die Sicherheit, in der sie sich wähnte, unerschütterlich war, erkannte sie, dass etwas nicht stimmte.

In welchem Stockwerk lagen Theresa und sie? War das nicht die erste Etage gewesen?

Sie sah hinauf. Ihrem Gefühl nach stieg sie bereits seit drei oder vier Geschossen nach unten. Konnte es hier so viele Untergeschosse geben? Was wollte sie überhaupt hier?

Erst jetzt bemerkte sie die Veränderung. Die Wände bestanden nicht mehr aus dem typisch weißen Sichtputz, sondern aus gekalktem Mauerwerk. An manchen Stellen hatten sich Schimmelbeulen gebildet.

Camilla fröstelte. Das konnte nicht real sein. Sie befand sich in einer Klinik, nicht in einem Abbruchhaus.

Etwas berührte ihren Fuß.

Sie stieß einen spitzen Schrei aus und sprang zwei Stufen hinauf. Etwas Vielbeiniges mit Chitinpanzer huschte über die Steinstufen. Kleine Hornfüßchen kratzten in den Schatten über den klammen, kalten Untergrund. Camilla erschrak noch mehr, als ihre Führerin plötzlich vor ihr erschien und sie ansah. Leere, blutige Höhlen blickten ihr entgegen, hinter denen sich irgendetwas in wilder Hektik bewegte.

Ihr Herz setzte aus, bevor es mit unsäglichem Gewalt weiterhämmerte. Dann schrie sie.

Der Schrei begleitete sie in die Wirklichkeit. Camilla fuhr aus ihrem Traum auf und fand sich schweißnass in den

dahinsiechenden Resten ihres Albtraumes wieder. Sie brauchte Sekunden, um zu realisieren, dass sie in ihrem Krankenhausbett saß.

Die Tür öffnete sich und eine junge Frau trat ein.

»Alles in Ordnung?«

Camilla nickte und fuhr zu Theresa herum. Hatte sie ihre Freundin geweckt? Ihr Unterkiefer klappte hinab. Sie wollte aufspringen, doch ihre Glieder fühlten sich an wie gelähmt.

Da war niemand, den sie aus dem Schlaf hätte reißen können. Therasas Bett war gemacht und leer. Der Schrank stand einen Spalt weit offen.

Von Angst getrieben schwang sie die Beine aus dem Bett und riss die Schranktür auf. Hektisch rückte sie den Bügel, auf dem ihre Hose hing, hin und her.

Therasas Sachen waren fort!

Alles Blut wich aus ihrem Kopf, das letzte bisschen Wärme. Tränen schossen in ihre Augen.

Theresa musste weggelaufen sein. Mit einem erdrückenden Gefühl von Hilflosigkeit kauerte sie sich zusammen.

Camilla war froh, als Frau Wallraf endlich in ihr Zimmer trat. Die Ärztin trug Jogginghosen und ein T-Shirt, ein Zeichen, dass sie bereits zu Hause gewesen sein musste. Sie ähnelte in keiner Weise der Frau, die sie kennengelernt hatte, aber ihre eindrucksvolle Präsenz reichte aus, um Camilla wieder etwas Sicherheit zu gewähren.

Frau Wallraf setzte sich und legte ihr den Arm um die Schultern. Camilla schloss die Augen und lehnte den Kopf gegen die Wange der Ärztin. Ihre Haare rochen nach Shampoo und die Haut nach einer leicht parfümierten Hautcreme. Für einen Moment glaubte sie, sich an ihre Mutter zu schmiegen. Dann kehrte die Angst zurück. Theresa war fort und ihre Eltern würden nicht kommen, weil Grimm sie vermutlich nie informiert hatte. Aber warum

waren sie unerreichbar? Selbst im Urlaub musste man sie erreichen können, notfalls über die Hotelrezeption. Was hatte dieser seltsame Beamte getan? Was war mit Theresa? Die Sorge um alle, die ihr nahe standen, lastete tonnen-schwer auf ihr.

»Warum ist Theresa weggelaufen?« Camilla wischte sich übers Gesicht.

»Die Polizei ist bereits auf dem Weg. Willst du mir erzählen, was seit dem Selbstmord heute früh vorgefallen ist?«, fragte die Ärztin ruhig.

Die Frage konnte nur bedeuten, dass Frau Wallraf auf einen Streit zwischen Theresa und ihr tippte. Vermutlich hatte sie längst Rückschlüsse gezogen, die nicht stimmten. Camilla entzog sich der Umarmung.

»Wir hatten keinen Ärger, wenn Sie das meinen.« Ihre Stimme klang entrüsteter als beabsichtigt.

»Das wollte ich nicht andeuten«, entgegnete Frau Wallraf, die sich nicht aus der Ruhe bringen ließ. »Aber vielleicht hat Theresa Andeutungen gemacht, wohin sie gegangen sein könnte?«

Camilla sah zu Boden. »Entschuldigen Sie«, murmelte sie. Sie stand auf und ging nachdenklich im Raum herum. »Verwandte und Freunde hat sie keine in Berlin. Nur vier Internet-Bekannte. Wir gehören einer Online-Galerie an, die überall Mitglieder hat. Aber wir kennen sie nicht persönlich.«

»Vielleicht hatte Theresa doch Kontakt?«

»Nicht, dass ich wüsste. Wir verstehen uns nicht so gut mit den Berliner Mitgliedern.«

»Warum?«

»Es gab Streit wegen Bildern.« Jetzt war nicht der Zeitpunkt, um das Thema zu vertiefen. Sie setzte sich wieder neben Frau Wallraf. »Wenn es Ihnen weiterhilft, gebe ich Ihnen die Internetseite, meine Login-Daten und die Benutzernamen der vier Zeichner.«

»Das wäre eine mögliche Spur für die Polizei.« Frau Wallraf legte ihren Arm erneut um Camillas Schulter.

»Wieder dieser ekelhafte Grimm?«

»Ich fürchte, ja.«

»Der Kerl ist verloggen und gefährlich.«

Der Blick der Ärztin verriet keine Gefühlsregung. Sie ließ sich mit ihrer Erwidrerung Zeit. Nachdem sie sich auf der Bettkante umgesetzt hatte, sagte sie: »Er ist ein Unsympath, das steht außer Frage. Dennoch ist er Polizist und der Assistent von Herrn Weißhaupt.«

»Wenn Sie mir nicht glauben wollen ...« Camillas Stimme bekam einen schrillen Unterton. »Was ist mit meinen Eltern? Angeblich sind sie informiert worden, aber sie sind immer noch nicht hier. Das ist doch nicht normal!« Tränen verschleierten ihre Sicht. Um nicht zu zeigen, dass sie weinte, erhob sie sich und eilte zum Kleiderschrank. Angst erfüllte ihr Herz.

Der Blick der Ärztin stach in ihren Rücken.

»Deine Eltern waren hier. Die Nachtschwester hat diese Information vom Empfang erhalten ...«

»Das waren nicht meine Eltern«, sagte Camilla trotzig. Sie spürte, dass das die falsche Reaktion war, konnte aber ihre Worte nicht mehr zurückhalten. »Vielleicht waren Leute hier, aber sicher nicht meine Familie!«

Ihr Vater zeichnete sich durch seine erdrückende Fürsorge aus. Er würde alles tun, um zu seiner Tochter zu kommen.

Sie zog ihre Hosen an und streifte das Krankenhaushemd über die Schultern.

»Was bringt dich zu diesem Schluss?«

»Mein Vater würde sich nicht abweisen lassen«, entgegnete Camilla, während sie ihre Kontaktlinsen einsetzte.

»Sie kamen außerhalb der regulären Besuchszeiten.«

»Warum hat man Sie nicht informiert, dass jemand zu mir will? So wird das doch in Filmen immer gemacht.«

Camilla wusste, dass ihre Worte lächerlich klangen. Was wusste sie schon von den üblichen Prozessen in einer Klinik?

Frau Wallraf sah sie still an. Dann erhob sie sich ebenfalls. »Das ist kein Film, Camilla.«

Die Wortwahl und der belehrende Unterton reizten Camillas Widerspruchsgeist noch mehr. Doch bevor ihr Dinge über die Lippen sprudelten, mit denen sie sich um Kopf und Kragen geredet hätte, biss sie sich lieber auf die Zunge. Die Idee, sich auf die Suche nach ihren Eltern und Theresa zu machen, nahm langsam Gestalt an. Sie würde die nächste Möglichkeit nutzen, um sich fortzustehlen.

Noch immer lag der Blick der Ärztin auf ihr. Für einen Moment wurde der Wunsch, wegzulaufen, übermächtig. Eilig streifte sie T-Shirt und Jacke über. Als sich Camilla umdrehte, wusste sie, dass Frau Wallraf ihr eine Flucht nicht einfach machen würde.

Ein Handy klingelte und im ersten Moment glaubte Camilla, es wäre ihres, doch da hatte die Ärztin bereits ihr Telefon am Ohr.

Das Gespräch dauerte nicht lang.

»Die Beamten sind da.«

Camillas Mut sank, als sie an den unheimlichen Andreas Grimm dachte. Das Erlebnis vor einigen Stunden reichte für ihr ganzes Leben. Mittlerweile war sie überzeugt, dass sein Bewusstsein gezielt in ihre Gedanken eingedrungen war. Er hatte versucht, zu sehen, was sie gesehen hatte. Und er hatte ihr eine Drohung übermittelt – ihr gezeigt, dass er die Macht besaß, sie zu ... töten!

Ob Grimm etwas mit Therasas Verschwinden zu tun haben könnte?

»Ich will nicht mit den beiden reden.«

Frau Wallraf trat auf sie zu.

Camilla sah sich zwischen Schrank und Betten gefangen. Wenn sie jetzt nichts unternahm, würde sie erneut

diesem widerlichen Beamten begegnen. Was wäre, wenn er dieses Mal Erfolg hatte und sie seinen mentalen Attacken nicht standhielt? Allein bei dem Gedanken spürte sie den unsichtbaren Klammergriff um ihre Kehle.

Ohne länger zu überlegen, machte sie einen Ausfallschritt. Mit einem Satz über ihr Bett hatte sie bereits die Tür im Visier. Der Schwung reichte knapp über die Mitte der weichen Matratze, bevor sie unsanft über die Kante rollte und auf dem PVC aufschlug. Dämpfer Schmerz zog durch ihr Schultergelenk, während sie sich duckte und über den Fußboden zurück spähte.

Frau Wallraf wirbelte um ihre Achse.

Camilla federte auf die Füße und spurtete zur Tür. Dieses Mal nahm sie sich nicht die Zeit, zurückzublicken. Sie drückte die Klinke und glitt in den Flur. Ein Ruck durchfuhr sie, als die Ärztin nach ihrer Kapuze griff. Der Schreck gab Camilla zusätzliche Kraft. Unsanft riss sie sich los.

Auf dem geraden Flur gewann sie schnell an Tempo, sie hörte noch, wie Frau Wallraf ihr etwas hinterherrief. Zimmertüren flogen an ihr vorüber, einige wurden geöffnet. Camilla betete, dass ihr kein Patient in den Weg trat oder das Personal sie aufhielt. Rasend schnell näherte sie sich der Tür des Treppenhauses, ohne dass sie gehindert wurde.

Der Erfolg gab ihr Mut. Umso mehr erschrak sie, als sie Weißhaupt durch die verglasten Scheiben auf dem Podest stehen sah. Der Polizist öffnete die Flurtür und kam ihr entgegen. Camilla konnte nicht mehr abbremsen und prallte in vollem Lauf gegen den massigen Beamten.

Lungen, Gesicht und Schultern taten ihr weh, als sie zurückstolperte. Sie verlor ihre Schuhe, die sie noch in den Händen hielt. Camilla hatte das Gefühl, gegen einen Baum gerannt zu sein. Weißhaupt – dessen war sie sich sicher – hatte sich um keinen Millimeter bewegt. Dennoch griff er zu, bevor sie das Gleichgewicht verlor.

»Na na, es reicht, wenn uns heute eine von Ihnen ausbüxt«, rief er und zog Camilla näher.

Frau Wallraf hatte sie eingeholt und trat ebenfalls heran. »Lassen Sie ihr etwas Zeit, Herr Weißhaupt.«

Überrascht holte Camilla tief Luft. Sie hätte jeden Eid geleistet, dass sie unter Beruhigungsmittel gestellt würde, aber die Ärztin schien daran keinen Gedanken zu verschwenden. Sie legte Camilla eine Hand auf die Schulter.

»Meine Patientin ist nicht auf der Flucht, sondern in Sorge. Frau Hofmann möchte sich an der Suche nach Theresa beteiligen, oder habe ich das falsch gedeutet?«

Camilla nickte und schüttelte zugleich den Kopf. »Klar will ich nach Theresa suchen«, antwortete sie schließlich.

»Und wo?«, fragte Weißhaupt.

Camilla rückte näher an Frau Wallraf heran. Nachdenklich lutschte sie an dem Ring in ihrer Unterlippe.

»Sie kennt in Berlin keinen. Unser Hotel vielleicht?«

»Ich werde eine Streife hinschicken.«

»Pfefferbett Hostel, Prenzlauer Berg.«

Weißhaupt nickte. »Ich weiß.« Er zog ein Handy aus der Hosentasche und tippte eine Nummer.

Camilla spähte an ihm vorbei ins Treppenhaus, entdeckte Grimm jedoch nicht. Sie atmete auf.

»Hallo Matthias«, meldete sich Weißhaupt. »Bernd hier. Schick eine Streife zur Jugendherberge im Industriepark Pfefferberg.«

Weißhaupt erschien ihr noch mehr als zuvor ein netter, kumpelhafter Mann zu sein.

»Nein, keine Schlägerei. Es soll jemand nach einem Mädchen schauen. Theresa Mielke, sie ist achtzehn bis neunzehn. Eine niedliche, kleine Blonde mit ganz kurzen Haaren.«

Camilla legte die Stirn in Falten. Die Beschreibung stimmte zwar, aber die Wortwahl klang ihr zu vertraulich. »Natürlich sollen die Kollegen dableiben, wenn sie noch

nicht angekommen ist«, sagte Weißhaupt scharf und lauschte wieder. »Ja. Später mehr. Ich melde mich, wenn ich Suchhunde brauchen sollte.« Er beendete das Gespräch und wandte sich an Frau Wallraf. »Wir lassen Haus und Gelände durchsuchen. Können Sie bitte alle Stationen davon in Kenntnis setzen?«

»Soll unser Personal helfen?«, fragte sie.

»Besser wäre es, da wir zu vielen Räumen keinen Zutritt bekommen ...«

»Was soll ich machen?«, unterbrach Camilla ihn.

»Am besten wäre es, wenn Sie sich in Ihrem Zimmer zur Verfügung halten.«

Sie presste die Lippen aufeinander und ballte die Fäuste. Dachte er, sie sei ein Kind?

»Damit werde ich Theresa sicher nicht finden«, zischte sie. »Ich will mich beteiligen und ich ...« Sie verstummte. Theresa hatte garantiert ihr Handy mit. Warum war sie nicht schon eher auf die Idee gekommen? »Versuchen wir einfach, Theresa auf ihrem Handy anzurufen.«

Zufrieden lächelte Weißhaupt. »Geben Sie mir ihre Nummer, denn dann kann ich sie anhand des Handysignals suchen lassen, sollte sich Ihre Freundin nicht melden.«

In den Augen der Ärztin glomm ein optimistisches Leuchten.

»Hoffentlich hat das Erfolg«, sagte Camilla und schlug den Weg zu ihrem Zimmer ein.

Theresa hatte anscheinend ihr Handy ausgeschaltet. Nach wiederholten erfolglosen Versuchen steckte Camilla enttäuscht ihr Telefon in die Jackentasche und stand auf. Weißhaupt saß in Frau Wallrafs Büro am Rechner und tippte Theresas Nummer ein.

Nach einigen Sekunden lehnte er sich zurück und verschränkte die Arme im Nacken. Unzufrieden legte er die Stirn in Falten und knirschte leise mit den Zähnen.

»Ich bekomme kein Signal.« Sein Blick begegnete Camillas. »Ich fürchte, das muss ich meinen Kollegen überlassen, die das regelmäßig machen.«

Die Worte verstärkten das flauere Gefühl in ihrem Magen. »Was, wenn ihr etwas passiert ist?«

Frau Wallraf betrat das Zimmer, in einer Hand ein Tablett mit drei Tassen und einer Thermoskanne. »Kein Erfolg, wie?«, mutmaßte sie. Die Enttäuschung stand ihr ins Gesicht geschrieben.

Weißhaupt nickte und strich sich mit Daumen und Zeigefinger über den Bart. Er griff über den Tisch zum Telefon. Als er den Hörer abgenommen hatte, hob er den Blick zu der Ärztin. »Ich darf doch?«

»Sicher«, entgegnete sie nur. Sie stellte die Getränke in der Sitzecke auf dem Tisch ab.

Während Weißhaupt mit seinen Kollegen telefonierte, setzte sich Frau Wallraf gegenüber Camilla nieder.

»Gehen wir beide zum Empfang und fragen, ob der Nachtportier Theresa gesehen hat?«

Camilla lächelte matt. »Sie geben sich unheimlich viel Mühe. Vielen Dank.« Sie schluckte verlegen. »Entschuldigung wegen vorhin.«

Das aufrichtige und freundschaftliche Lächeln der Ärztin tat gut. »Ihr beide seid in einer furchtbaren Lage. Ich verstehe dich sehr gut. Du bist einsam und kennst außer Weißhaupt und mir niemanden.«

Diese Feststellung aus dem Mund eines anderen Menschen schmerzte körperlich. Camilla stöhnte leise.

»Du hast von euren Internet-Bekanntem gesprochen. Jetzt wäre vielleicht der passende Zeitpunkt, Herrn Weißhaupt zu informieren, solange er seine Kollegen am Apparat hat.«

»Haben Sie Blatt und Stift für mich?«, fragte Camilla.

Die Ärztin erhob sich, nahm Papier aus dem Drucker und griff nach einem Kugelschreiber. »Hier.«

Camilla notierte die Internetadresse und einige japanische Namen, ihren Login und das Passwort. Sie stand auf und legte es Weißhaupt vor, der den Blick bis zu diesem Moment starr auf den Monitor gerichtet hielt, sie nun aber fragend ansah. Stumm hielt ihm Camilla die Notizen hin und tippte auf die Internetadresse der Online-Galerie.

»Warte mal, Matthias«, wandte er sich an seinen Gesprächspartner. »Was ist damit?«, fragte er Camilla, während er die Sprechmuschel mit der Hand bedeckte.

»Das ist eine Internet-Galerie, bei der Theresa und ich Zeichner sind. Einige Mitglieder sind aus Berlin. Vielleicht hat sich Theresa dorthin geflüchtet.« Den leisen Zweifel konnte Camilla kaum aus ihrer Stimme streichen.

Weißhaupt klopfte ihr lächelnd auf den Arm und widmete sich wieder seinem Gesprächspartner. Nachdenklich deutete er auf einen der Benutzernamen. Er sah wieder zu Camilla. »Japanisch?« Seine Stimme klang abwertend. »Das ist ein Manga-Anime-Verein, oder? Meine Tochter ist auch bei so etwas.«

»Nicht ganz«, korrigierte Camilla. »Die Galerie nennt sich Deviant Art. Da sind alle Stile vertreten. Einige zeichnen in der Richtung, aber nicht alle.«

»Du wirkst nicht sehr überzeugt, dass Theresa bei einem von ihnen ist.«

»Wir hatten vor einer Weile Streit mit den Mädchen hier.«

»Einen Versuch ist es dennoch wert.« Der Hauptkommissar lächelte. Es sollte wohl beruhigend wirken, erzielte aber eher das Gegenteil.

»Matthias, die kleine Hofmann hat gerade einen Hinweis gegeben. Versuch mal, die Namen und Adressen folgender Personen herauszubekommen ...« Er unterbrach sich, schob den Zettel zurecht und diktierte, was Camilla notiert hatte.

Sie wandte sich an die Ärztin. »Ich glaube, jetzt können wir uns unten umhören, oder?«

Der Nachtportier saß nicht an seinem Platz, sondern stand am Fenster und beobachtete die Polizisten, die mit Suchscheinwerfern das Gelände taghell erleuchteten.

»Sehr intelligent«, murmelte Frau Wallraf. »Wenn jemand nicht gefunden werden will, wird er kaum bei diesem Trubel aus seinem Versteck kommen. Aber unsere Patienten sind wenigstens alle wach und behindern unsere und die Polizeiarbeit nach Leibeskräften.«

Unfreiwillig musste Camilla grinsen. Die Situation war mehr als skurril. Wenn sie ausgerissen wäre, würde sie sich auch nicht aus ihrem Unterschlupf wagen.

»Hallo«, rief Frau Wallraf.

Der Portier, ein älterer, drahtiger Mann mit freundlichen Gesichtszügen, zuckte zusammen und drehte sich um.

»Guten Morgen, Frau Wallraf.«

Camilla wurde bewusst, dass es nach Mitternacht war und sie kaum geschlafen hatte. Ihre Nerven lagen blank und sie würde vermutlich so lang keine Ruhe finden, bis Theresa wieder da war.

Er kam näher, umgeben von einer Wolke kalten Rauches.

Die Ärztin hustete trocken und Camilla gewann den Eindruck, als atmete Frau Wallraf nun absichtlich flacher. »Haben Sie ein junges Mädchen gesehen? Sie ist achtzehn ...« Ihre Stimme klang gepresst.

»Neunzehn«, verbesserte Camilla automatisch.

Der Portier schüttelte den Kopf. »Bis auf den kleinen Rotschopf hier nicht.«

Als er Camilla über die Haare streichen wollte, zuckte sie zurück. Der Geruch nach Zigaretten erstickte sie fast. »Gibt es noch andere Ein- und Ausgänge?«, fragte sie.

»Sicher, für das Personal, die Hausapotheke, Anlieferungen und die Tiefgarage«, antwortete Frau Wallraf.

Gerade wollte Camilla sie drängen, alle Ausgänge abzusuchen, als sie Grimm erfasste, der die Treppen mit

wenigen langen Schritten nahm und die Tür des Haupt-
eingangs aufstieß.

Camilla rannte los, so schnell ihre Füße sie trugen.

Hinter ihr näherten sich rasch schwere Schritte, während sie durch den Eingangsbereich in Richtung Treppenhaus hastete. Sie hörte Frau Wallrafs Stimme und Wortfetzen, wagte aber nicht, sich umzudrehen.

Der Gedanke, dass Grimm dichter an sie herankam, versetzte sie in Panik. Sie spürte, wie sich alle Vernunft in ihrem Kopf abschaltete. In ihrer Fantasie manifestierte sich das Bild eines Monstrums, das ihr Seele und Leben entreißen wollte und ihr blutiges Fleisch fraß.

Diese Vorstellung steigerte sich in eine neue Form des Entsetzens. Zum ersten Mal verspürte sie Todesangst. Sie war sich sicher, dass sie sterben würde, wenn sie ihren Verfolger nicht abschütteln konnte, und verdoppelte ihre Anstrengungen.

Die breiten Säulen in der Halle rasten an ihr vorüber. Einigen kam Camilla so nah, dass ihr Arm den Putz streifte. Ohne zu wissen, wohin sie gelangte, rannte sie durch eine Doppeltür in einen langen Flur. Die Bodenfliesen verschwammen zu verwirrenden Mustern. Sie hörte noch immer die schnellen Schritte. Grimm gab nicht auf, aber er kam auch nicht näher. Camilla spürte, dass sie dieses Tempo nicht lange durchhalten konnte. Ihre Lungen brannten bei jedem Atemzug wie Feuer und ihr Herz raste so hart und schnell, als wollte es in ihrer Brust zerspringen. Dennoch konnte sie nicht anders, als zu laufen. Eine unheimliche Macht zwang sie, sich bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit zu beanspruchen.

Während sie durch den zweiten Rundbogendurchgang in einen anderen Flur hetzte, spürte sie einen stechenden Schmerz in der Seite, der sie zusammenfahren ließ. Das konnte sie jetzt als Letztes gebrauchen! Krampfhaft ver-

suchte sie, das Gefühl zu ignorieren und es gelang, sodass sie ihre Geschwindigkeit nicht einbüßte.

Je näher sie dem Ende des Flurs kam, desto mehr Panik durchströmte sie. Verzweifelt suchte sie die Wände rechts und links ab. Türen, nur Türen ... und eine davon war verglast. Sie hatte ein Treppenhaus erreicht.

Als sie darauf zurannte, wurden Grimms Schritte hinter ihr plötzlich schneller. Die Vorstellung des fleischfressenden Monstrums erwachte blutiger und grausamer als zuvor. Allein der Schreck, der mit dem Bild einherging, gab ihr Kraft.

Sie riss die Tür auf, hörte, wie sie dumpf gegen die Wand schlug und Glas zersplitterte.

Einen Herzschlag später prallte Grimm ungebremst gegen die Tür. Das Bersten des Holzrahmens hallte in dem Treppenhaus nach.

Camillas Herz hämmerte noch härter. Sie glaubte, an ihrer Angst ersticken zu müssen. Panisch rannte sie die steinernen Stufen hinab und schrammte auf Höhe des Zwischenpodestes mit einem Arm unsanft an der Wand entlang. Dann griff sie nach dem Geländer und zog sich in die Mitte. Der neue Schwung ließ sie mit einem Satz mehrere Stufen nach unten überwinden. Grimm hechtete hinter ihr her. Ein dumpfes Poltern hallte nach. Camilla sah zum ersten Mal über die Schulter. Der Polizist hatte seinen Schwung unterschätzt, war von der Wand abgeprallt und zurückgeschleudert worden.

Trotz des Seitenstechens und der Atemlosigkeit versuchte sie, noch mehr aus ihrem Körper herauszuholen. Sie spürte sogar, dass sie den Grad der Erschöpfung überwand. Die Bewegungen gelangen ihr plötzlich leichter und sie fühlte keinen Schmerz mehr. Nur die Luft rann wie Lava durch ihre Kehle.

Ihre Füße flogen über die Stufen. Die Möglichkeit, entkommen zu können, gewann an Realität.

Sie erreichte den Keller, der im Gegensatz zu den Fluren und der Halle oben in grelles Neonlicht getaucht war. Der Anblick weißer Wände, des gewölbartigen Ganges und des kleingefliesten Fußbodens vermittelten das Bild eines Horrorfilms. Sie zögerte keine Sekunde. Mit schnellen Schritten rannte sie weiter.

Rechts und links gingen Türen ab, alle in anonymem Grau. Am gegenüberliegenden Ende entdeckte Camilla einen anderen Treppenaufgang und einen Lastenaufzug. Bis dahin würde sie es nie schaffen, denn schon folgten ihr wieder das wütende Schnaufen und die schweren Schritte.

Verbissen rannte sie weiter. Er zog mit seinem Tempo noch einmal an. Sie hörte die kleinen, harten Schritte seines Sprints.

Sie musste sich nicht umsehen, um zu wissen, dass ihr Vorsprung gegenüber dem trainierten Mann schmolz. Das Luftholen fiel immer schwerer, ihre Lungen pressten sich zusammen und die Muskeln ihrer Beine wurden zu Bleigewichten.

Der Abstand zu dem Aufzug nahm nicht ab. Fast glaubte sie, dass der Flur länger wurde.

Renn!, brüllte etwas in ihr und trieb sie zu noch größerer Eile an. *Lauf um dein Leben, denn er ist dein Tod!*

Sie hetzte mit weit ausgreifenden Schritten weiter.

Die nächste Tür links!, befahl die Stimme in ihrem Kopf. Camilla folgte dem Impuls blind. Der Gedanke half ihr ein letztes Mal, alle Kräfte zu mobilisieren. Fast erwartete sie, dass die Klinke sich nicht hinabdrücken ließ oder die Tür abgeschlossen war, doch sie ließ sich problemlos öffnen.

Atemlos stolperte Camilla in einen dunklen Raum und schlug die Tür hinter sich zu. Es war so dunkel, dass sie die Hand nicht vor Augen sah. Panisch suchte sie nach einem Schlüssel im Schlüsselloch. Eine Woge der Erleichterung überflutete sie, als sie ihn fand und er sich problemlos drehen ließ.

Sie tastete nach einem Lichtschalter, aber ihre Finger fanden nichts.

»Wohin?«, fragte sie unsicher.

Die Stimme, die sie hierher geführt hatte, schwieg.

Grimm würde sie binnen weniger Herzschläge finden. Der Raum war vielleicht eine Falle.

Hastig kramte Camilla ihr Handy heraus und klappte es auf, um im Licht des Displays zu sehen, ob es eine provisorische Waffe oder ein Versteck gab.

In hintereinander aufgereihten Regalen lagen Bettlaken, Bezüge und OP-Hemden, aber als Waffe konnte sie nichts davon nutzen. Ihr Mut sank.

Grimm schlug mit Schwung von außen gegen die Tür. Camilla fuhr zusammen. In dem Moment bemerkte sie etwas Metallenes, das verborgen hinter einem Regal lag.

Grimm rüttelte wie ein Irrer an der Klinke.

Camilla federte hinter die Wäscheberge und ging in Deckung. Scheinbar behinderte er sich selbst, denn er riss immer noch an der Tür, wodurch sie Zeit gewann. Sie betrachtete das, was sie gesehen hatte. Es war der rostige Griff an einer uralten Stahltür, deren Bänder mit gewaltigen Nieten versehen waren. Sie fragte sich nicht, wohin der Durchgang führte, dazu war sie viel zu angespannt.

Das Licht ihres Telefons erlosch.

Camilla tastete nach dem Knauf und obwohl sie nicht damit gerechnet hatte, schwang die Tür auf.

Mit angehaltenem Atem schob sie sich hindurch und blieb stehen. Klamme Kälte wehte ihr entgegen, der Geruch nach feuchtem, altem Stein, Moder und Fäulnis. Weit entfernt rauschte Wasser. Krallen von Ratten oder Mäusen schabten über den Boden.

Gewaltsam wurde die Tür zur Wäschekammer aufgestoßen.

Camilla wirbelte herum. Aus ihrer Deckung gewährte sie Grimm im Gegenlicht des Flurs. Er wirkte noch mons-

tröser, als sie ihn in Erinnerung hatte. Hinter ihm tauchte ein zweiter, riesenhafter Mann auf, dessen schaufelartige Hände hinabpendelten und dessen Kopf unnatürlich deformiert war.

Renn! Sie sind dein Tod!, brüllte die Stimme lauter denn je in ihrem Kopf.

Ihr Herz hämmerte so hart, dass sie glaubte, Grimm oder das Ungeheuer könnten es hören. Geistesgegenwärtig warf sie die Tür zu.

Ihre Erleichterung schlug schnell wieder in Schrecken um, als sie im Licht des Handys entdeckte, dass ihr Fluchtweg keine Rückkehr bot. Mangels einer Klinke kam sie nicht zurück in die Klinik, zumal sie damit rechnete, dass Grimm diese Tür ebenfalls finden würde. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich einen anderen Weg nach oben zu suchen.

Der Tunnel war grob gemauert und schloss sich dicht über ihrem Kopf in einem Tonnengewölbe. Staubige Spinnweben hingen von der Decke. In den Fugen der Ziegel hatten sich Schimmel und Moos gesammelt. Wassertropfchen schimmerten in dem kränklich fahlen Licht ihres Telefons. Kleine Schatten huschten vor ihr davon. Eine langbeinige Spinne zog sich dicht vor ihrem Gesicht wieder nach oben. Camilla erschrak kaum vor ihr. Während jeden Atemzugs rasselten Camillas Lungen, als wäre darin etwas kaputt gegangen. Staub und Schimmel in der Luft hinterließen einen widerlichen Geschmack auf ihrer Zunge. Sie fühlte sich elend und erschöpft, dennoch wäre es unklug gewesen, länger stehen zu bleiben.

Sie leuchtete in den Gang nach links und rechts. In beiden Richtungen sah er gleich aus.

In dem tiefen Staub auf dem Boden krabbelten Käfer von ihr fort. Sie überlegte, wohin sie sich wenden sollte, um wieder in die Freiheit zu gelangen, konnte es aber nicht sagen. Ihr Gefühl riet, sich links zu halten, um an

anderer Stelle in die psychiatrische Klinik oder zumindest auf deren Gelände zurückzukommen. Wenn diese Tunnel nicht uralte Fluchttunnel waren, gehörten sie sicher zu älteren Häusern der Charité.

Vorsichtig und geduckt ging sie nah an der Wand entlang. Auch wenn sie sich ekelte, in Schimmel zu greifen oder eine Spinne auf der Hand sitzen zu haben, wusste sie, dass ihr Telefon die einzige Lichtquelle war, die ihr zur Verfügung stand. Wenn der Akku nicht mehr mitspielte, steckte sie wirklich in der Klemme. Sie schaltete es aus und schob es in die Jackentasche.

Nach einer Zeit gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Von irgendwoher gelangte manchmal ein schwacher Lichtschimmer in die Gewölbe. Sie vermutete, dass es durch Kanaldeckel drang. Auch wenn sie nichts klar erkennen konnte, bemerkte sie doch andere Tunnel oder Schächte.

Ihre Atmung hatte sich wieder beruhigt. Zum ersten Mal merkte sie, wie schlecht ihr Körper trainiert war. Tägliches Radfahren und Joggen waren definitiv nicht ausreichend, wenn man um sein Leben rennen musste.

Sie versuchte, sich von den Ereignissen abzulenken, was ihr nicht gelang. Die sich in Sand zersetzenden Augen verfolgten sie immer wieder. Automatisch dachte sie an Grimm. Vielleicht war er immer noch hinter ihr her. Langsam manifestierte sich die Idee, dass er andere Möglichkeiten haben könnte, um sie zu beobachten. In ihrer Fantasie öffneten sich steinerne Lider in den Wänden, sobald sie eine Stelle passiert hatte, und Blicke folgten ihr. Sofort fühlte sie sich beobachtet. Sie kramte das Handy heraus und schaltete es ein, aber es war nichts zu sehen. Erleichtert schloss sie das Klappdisplay und atmete auf.

Leider hatte sich ihre Fantasie an der Vorstellung festgefressen. Wieder spürte sie Augen, die sie von hinten beobachteten. Die keimende Panik ließ sich kaum mehr ver-

siegeln. Immer wieder hörte sie das Kratzen von Krallen im Staub vor und hinter sich, was weitaus lauter klang als Rattenfüßchen.

Plötzlich sah sie schemenhaft ein unförmiges Wesen mit breiten Schultern und pendelnden Armen. Das Ding hatte einen lächerlich kleinen, schmalen Schädel, seine scharfartigen Nägel kratzten über Stein. Grimms Begleiter. Sie schrie auf und machte ein paar Schritte zurück, fuhr herum und flüchtete in einen anderen Tunnel.

Sie hielt erst an, als sie mindestens zehn Abzweige hinter sich gebracht hatte. Schwindelig und atemlos taumelte sie noch einige Schritte und sank auf den schmutzigen Boden.

Ihr Herz schlug schwer und hart in der Brust, bis sie glaubte, an ihrer Angst zu ersticken.

Wenn sie je hier hinauskommen sollte, würde sie Berlin verlassen und nie wieder zurückkehren! In Frankfurt war kein wahnsinniger Polizist mit seinem Albtraummonster hinter ihr her. Das Unheimlichste, was ihr dort passieren konnte, waren aufdringliche Kerle, die sie nachts belästigten.

Mühsam rang sie nach Atem und schloss die Augen.

Selbst wenn sie lebend aus den Katakomben kam, konnte sie nicht weg. Nicht ohne Theresa. Was, wenn sie Grimm in die Finger geraten war?

Ihre Kehle zog sich schmerzhaft zusammen. Vielleicht hatte er Theresa erwischt. Erneut erschuf ihre Fantasie Visionen einer zerfleischten Leiche. Der Brustkasten war geöffnet und die Rippen nach außen gebrochen. Wo das Herz sein sollte, befand sich zeretztes Gewebe in einem schmierigen Blutbrei.

Um die Gedanken abzuschütteln, zwang sich Camilla auf die Füße und lief weiter, aber die Vorstellung ließ sie nicht mehr los. Sie trat in etwas Weiches, das sie mit dem Schuh zerdrückte. Fäulnisgeruch stieg auf und hüllte sie

ein. Sie spürte, wie ihr Verstand in einer neuen Woge aus Panik erstickt wurde, und rannte los.

Eine gefühlte Ewigkeit später ließ sie sich erschöpft und verzweifelt gegen eine Wand sacken. Tränen liefen über ihre Wangen. Ihre Lungen schmerzten, als hätte sie Säure geatmet. Ihr Hals fühlte sich trocken an, schlucken konnte sie nicht mehr richtig. Sie spürte jede Schürfwunde und jeden blauen Fleck an ihrem Körper. Schwach erinnerte sie sich, während ihrer blinden Flucht unzählige Male gegen Wände geprallt und gestürzt zu sein. Bei irgendeiner Gelegenheit hatte sie sich den Fuß verdreht und konnte nun nur noch leicht auftreten.

Sie hatte sich vollkommen verlaufen.

Camilla wusste, dass sie etliche Male abgebogen, Treppen hinuntergestürzt und auf Stegen oberhalb der Abwasserkanäle entlanggelaufen war. Den Weg zurück würde sie niemals finden. Vermutlich war sie Kilometer von der Klinik entfernt.

Nach einigen Minuten, die sie brauchte, um sich etwas zu fangen, richtete sie sich auf. Im Licht des Handys sah sie sich um. Der Boden und die Wände bestanden aus nacktem Beton und ein dünnes Rinnsal floss dicht neben ihr entlang. Irgendwo tropfte beständig Wasser herab, das Geräusch hallte mehrfach gebrochen nach. Sogar Camillas leises Keuchen wurde von überall her zurückgeworfen. Hier war alles viel größer und höher. Das Licht ging aus.

Camilla erschauerte. Dieser Ort atmete vollkommene Leblosigkeit aus. Vor irgendwoher wehte kühle Luft den süßlich fauligen Gestank eines toten Tieres heran. Was immer hier vergammelte, sie wollte es nicht herausfinden.

So leise sie konnte, humpelte sie weiter. Die Echos ihrer Schritte verwandelten sich zu Verrätern, die Grimm und sein Ungeheuer wieder auf ihre Spur brachten.

Schauernd schüttelte sie den Gedanken ab. Dieser unheimliche Ort reichte schon, um ihr Angst einzujagen.

Immer wieder hörte sie leises Rascheln von feinen Klauen auf dem Beton. Sie vermutete, dass es Ratten waren. So sehr sie die kleinen Nager zu Hause in ihrem Käfig liebte, so wenig bestand sie auf einer Begegnung mit deren großen Cousins.

Die Echos veränderten sich, sie klangen nun dumpfer und hohler.

Camilla blieb stehen und schaltete erneut ihr Handy ein. Im gleichen Moment zuckte sie zusammen und stolperte einen Schritt zurück. Vor ihr gähnte ein quadratisches Loch im Boden. Gegenüber erkannte sie Stufen, die hinabführten. Wer immer diesen Tunnel gebaut hatte, musste wohl die Arbeiten zwangseingestellt haben. Alles wirkte unfertig.

Camilla umging das Loch und sah sich um, solange das Display noch Licht spendete. Säulen stützten die Betondecke und der Gang öffnete sich in eine Halle. Anhand der Gräben folgerte sie, dass das wohl irgendwann eine U-Bahn-Station werden sollte. Als sie näher an die Kante trat, sah sie allerdings keine Schienenstränge.

Das Gefühl von Einsamkeit und Leere wuchs.

Hier musste es doch einen Ausgang geben. Camilla drängte ihre Furcht zurück und ging langsam den Bahnsteig entlang. Sie spähte hinter alle Säulen und in jeden Alkoven.

Oft musste sie das Handy zuklappen und neu öffnen. Der Akku leerte sich bedenklich. Sie wollte nicht daran denken, dass sie bald völlig blind weitergehen musste, wenn kein Wunder geschah.

Plötzlich kroch ihr der Geruch nach Blut in die Nase. Ihr Atem stockte. Beinah glaubte sie, sich übergeben zu müssen.

So schnell sie mit ihrem verletzten Fuß konnte, schritt sie aus, einem kühlen Luftzug entgegen. Vielleicht war sie gleich in Freiheit.

In einiger Entfernung gewährte sie einen Durchgang und einen Lichtschimmer. Sie hatte es geschafft! Sonnenschein malte bewegte Muster auf den Boden. Camilla rannte los. Ihr Fußgelenk schmerzte höllisch, aber sie ignorierte es.

Als sie in den Schacht stolperte und nach oben sah, schlug Enttäuschung wie eine Woge über ihr zusammen. Die Sonne stand hoch am Himmel. Camilla hörte schwach Motorengeräusche. Ein paar Vögel kreisten über der Öffnung, aber all das schien mindestens fünfzig Meter entfernt und die nackten Wände konnte sie nicht erklimmen. Sie knirschte mit den Zähnen und sackte mit dem Rücken gegen die Schachtwand. In der gleichen Sekunde schreckte sie zusammen. Eine zusammengekauerte Person lag wenige Schritte entfernt auf dem Boden, eine nackte Frau. Einer ihrer schlanken Arme stach in seltsamem Winkel vom Körper ab, während der andere das Gesicht wie zum Schutz bedeckte.

Camilla konnte sich dem unheimlichen Bild nicht entziehen. Etwas zwang sie, die Frau genauer zu untersuchen. Von oben heruntergefallen war sie sicher nicht.

Sie zitterte, als sie sich vorsichtig näherte und in die Hocke ging. Ihr Fuß schmerzte unter der Belastung. Mit einer Hand stützte sie sich ab, während sie in der anderen ihr Handy umklammerte. Vielleicht konnte sie von hier die Polizei rufen. Der Akku gab Signale, dass er fast leer war. Sie klappte den Deckel auf. Na toll! Kein Empfang!

Vorsichtig neigte sie sich zu der Toten. Die bleiche Haut der Frau war von Dreck, Schürfwunden und getrocknetem Blut verkrustet. Jemand hatte ihren Brustkorb aufgerissen. Käfer und Maden tummelten sich in dem toten Fleisch.

Camilla würgte, ihr schwindelte. Für einen Moment setzte ihr Herz aus. Heftiger denn je kehrten die Angst und ihre Visionen zurück. Schreiend sprang sie auf. Beim Zurücktaumeln verfolgten die leeren Augenhöhlen sie und

das zerschnittene Gesicht, in dem kurze, blonde Strähnen klebten.

Camilla registrierte kaum, dass sich die Gänge und Höhlen immer wieder veränderten. Ihr Verstand sagte, dass sie nie wieder herausfinden würde, aber die fremde Stimme in ihrem Kopf sprach dagegen. Sie wollte nur zu gern glauben, dass sie sich in Sicherheit befand.

Schon lange überragten Müdigkeit, Durst, Hunger und Verzweiflung ihre Angst. Sie lief, ohne eine Ahnung zu haben, wohin ihre Füße sie trugen. Sie merkte kaum, dass ihre Empfindungen immer mehr abstumpften und sich auf das Essenziellste reduzierten.

Seit gestern Nacht hatte sie nicht mehr geschlafen und der Tee oder Kaffee, den Frau Wallraf mitgebracht hatte, tanzte die ganze Zeit wie eine Fata Morgana vor ihrem geistigen Auge. Sie meinte sogar manchmal, den Duft frischen Kaffees wahrzunehmen. Irgendwann während des Laufens würde sie ohne Zweifel einfach umfallen und einschlafen.

Ihre Lichtquelle hatte schon vor einer ganzen Zeit den Geist aufgegeben. Nun behalf sie sich mit einem Feuerzeug, in dessen gelbem Flämmchen sie nahezu nichts sehen konnte. Was für ein Hohn, wenn sie hier unentdeckt unter Berlin starb. Wie vielen das schon vor ihr passiert war? Diverse Vermisstenfälle ließen sich sicher so erklären.

Um sich abzulenken, las sie die Uhrzeit auf ihrer Armbanduhr ab. Vor vierundzwanzig Stunden hatte sie Frau Wallraf kennengelernt. Schade, dachte sie. Die Ärztin war ihr sympathisch gewesen. Sehen würden sie sich wohl nie wieder.

Obwohl ihr eigener Fatalismus ihr nicht gefiel, war sie zu erschöpft, um sich zu fangen. Müde ließ sie den Arm sinken und das Feuerzeug zuschnappen. Die Umgebung war ihr egal ...

Was war das? Camilla schnippte das Sturmfeuerzeug wieder auf. Etwas passte nicht in das eintönige Bild betonierter Wände und gemauerter Schächte.

Als die Flamme aufflackerte, stand Camilla vor den gestauchten Verstrebungen eines Fachwerks. Die Lehmfüllung platzte an einigen Stellen heraus. Blasse Farbreste nah des Tragwerks zeugten davon, dass der Putz einst bemalt worden war. Behutsam strich sie über die Wand. Sie spürte Holz, Stroh und Sand. Auf den Überresten staubverkrusteter Bleiglasscheiben brach sich die Flamme. Dicht über ihr spannten sich verzierte Träger, in die Worte eingeschnitzt waren.

Mit zusammengekniffenen Augen versuchte sie, die Schrift zu lesen. Nachdem sie mehrfach die Länge des Balkens abgegangen war, hatte sie die Inschrift verstanden:

GOTTES ZORN RIS MICH HIER NIEDER, GOTTES
GNADE BAUDT MICH AUCH WIEDER. ALLES IST AN
GOTTES SEGEN UND AN SEINER GNADT GELEGEN.
GEBAUDT ANNO 1681 12ten JULIUS.

Das hier war eine Hauswand. Camilla trat einige Schritte zurück und betrachtete das unterirdische Haus. Sie entdeckte Fensterläden und einige halbwegs erhaltene Ornamente auf dem Lehm. Was immer hier passiert war, es musste sehr lang her sein. Auch wenn sie durstig war, müde und verzweifelt, so konnte sie sich doch nicht dem Zauber dieses Ortes entziehen. Neugierig ging sie weiter und sah sich gründlich um. Hier gab es noch weitaus mehr Gebäude wie dieses. Alle möglichen Häuser aus verschiedenen Epochen waren Teil dieses Komplexes.

Der Gang öffnete sich in eine weite Höhle, deren Dimensionen sie nur anhand des leise wiederkehrenden Echos ihrer Schritte ausmachen konnte. Teilweise standen Gebäude in verfestigtem Schlamm eingesunken, andere waren offensichtlich übereinander gebaut worden. Die neueren hatten die alten mit ihrem Gewicht nieder-

gedrückt oder unter sich begraben. So bizarr der Anblick war, so sehr schlug er sie auch in seinen Bann. Atemlos betrachtete sie diese ruhige, ferne Welt. Sie entdeckte alte Hütten aus der Spätantike, befestigte Gebäude aus dem Mittelalter und geschmückte Bauten des Barock. Die Entdeckung versetzte sie in einen euphorischen, verzückten Zustand. Sie hatte ein versunkenes Wunderland entdeckt.

Während sie all die Pracht in sich aufzog, erklang das leise Echo sich nähernder Schritte. Camilla erschrak nicht einmal mehr. Um zu fliehen, fehlte ihr die Kraft. Lediglich Enttäuschung breitete sich aus. Gerade hatte sie einen der wunderbarsten Orte entdeckt, den sie jemals gesehen hatte, konnte aber niemandem mehr davon erzählen.

Müde sah sie in die Richtung, in der sie Grimm vermutete.

In einiger Entfernung tanzte ein Licht. Etwas daran war seltsam. Camilla kniff die Augen zusammen. Es war keine Taschenlampe, sondern sah eher nach einer Laterne aus, die bei jedem Schritt flackerte. Langsam löste sie sich von ihrem Platz, wobei sie das Feuerzeug wieder zuschnappen ließ.

Um sie wurde es dunkel. Ihr Herz schlug heftig, aber jetzt spürte sie mehr Neugier als Angst. Nach wenigen Schritten schälte sich eine gebeugte Gestalt aus der Dunkelheit, die sich schwer auf einen langen Stab stützte. Ob Mann oder Frau, ließ sich nicht sagen, aber dieser Mensch war alt. Eine Petroleumlampe pendelte bei jedem Schritt, ohne ihr einen Blick auf sein Gesicht zu gewähren.

Unruhig zuckten die Schatten über die Hauswände, Spiegelbilder reflektierten auf schmutzigem Glas.

In einigem Abstand blieb Camilla stehen. Sie wollte die Möglichkeit nutzen, erst zu beobachten, um notfalls doch noch weglaufen zu können. Falls sie nochmals die Kraft aufbrachte, ansonsten würde sie einfach niedersacken und stumm ihrem Tod ins Auge blicken.

Nach endlosen Minuten erkannte sie, dass es ein Mann war. Abscheu und Ehrfurcht krochen unter ihre Haut und tief in ihr Herz. Er sah aus wie ein vertrockneter Leichnam, der sich nach hundert Jahren entschieden hatte, aus seinem Grab zu steigen. Die trockene Haut lag wie Pergament um seinen Schädel. Seine hohlen Wangen und die große, scharf gebogene Adlernase unterstrichen die Ähnlichkeit zu einem Toten. Einige wenige Haarbüschel wuchsen nah des Kragens aus seinem Hinterkopf. Blaue Adern lagen wie dicke Stränge an den Schläfen und auf seinen Handrücken. Sein Mund wirkte wie eine lippenlose Öffnung, hinter der Haifischzähne lauerten.

So gebeugt, wie er ging, war er kleiner als Camilla. Der Anzug, oder was immer der schwarze Fetzen an ihm darstellen sollte, schlug ihm weit um den mageren Körper.

Als er stehen blieb und den Blick hob, sah Camilla allerdings in wache und freundliche Augen. Ihr blieb die Spucke weg, ihr Hals trocknete aus.

Der Alte strahlte etwas unglaublich Starkes und Majestätisches aus, das in Kontrast zu seiner schwachen Erscheinung stand.

»Hast du doch noch den Weg zu uns gefunden, mein Kind«, stellte er lächelnd fest. »Du hast uns viel Sorge bereitet.«

Camilla erkannte die Stimme nicht an ihrem Klang, dennoch wusste sie, dass es der Alte war, der sie hierher geleitet hatte. Trotzdem empfand sie Misstrauen. War es nicht seltsam genug, dass hier überhaupt jemand lebte? Der Gedanke versank in den Nebeln ihrer Müdigkeit.

»Wer sind Sie?«, fragte sie. Ihre Stimme klang spröde. Der schale Geschmack in ihrem Mund schien direkt aus ihrem trockenen Hals zu kommen. Eine Welle Übelkeit und Schwäche übermannte sie. Unsicher hielt sie eine Hand vor die Lippen und tastete mit der anderen nach der Hauswand neben sich. Das Blut rauschte in ihren Ohren,

während sich dunstige Schwärze in ihr Bewusstsein fraß. Ihre Knie wurden immer weicher und die Welt drohte, langsam wegzukippen. Der Fremde verschwamm vor ihren Augen.

Einen Moment später verlor sie den Halt.

Kapitel 3

Ancienne Cologne

Brennender Durst und brüllende Kopfschmerzen rissen Camilla aus dem Schlaf. Sie fühlte sich noch immer erschöpft. Rücken und Füße taten weh – als hätte ein Monster sie gefressen, durchgekaut und ausgespien.

Monster? Der Gedankengang rief ihr in Erinnerung, wo sie sich befand. Tiefer Schreck durchfuhr sie. Ihre Lider flatterten. Schemenhaft erkannte sie den Alten im Licht seiner Öllampe. Unangenehmer, schwerer Petrol- und Rußgestank drang in ihre Nase. Sofort wurde ihr wieder schlecht.

Die trockenen, dünnen Spinnenfinger des Fremden legten sich über ihre Lider.

»Beruhige dich, Kind«, sagte er leise. Seine Stimme klang nicht weniger alt, als Camilla ihn schätzte, aber die Art, wie er sprach, weckte den Wunsch, ihm zu vertrauen. Das Timbre wirkte wie ein Zauber. Die Kühle, die von seiner Hand ausging, empfand sie als angenehm auf ihren heißen Lidern und der trockenen Stirn, auch wenn seine Haut nach Alter roch. Die Schmerzen hinter ihren Augen und in ihren Schläfen dämpften sich auf ein erträgliches Minimum.

»Ich bin Amadeo«, sagte der Alte unvermittelt.

Sie tastete nach seinen Fingern und schob sie von ihrem Gesicht, damit sie ihn ansehen konnte.

»Warum sind Sie hier unten?«, fragte sie leise.

Er lächelte. Hinter seinen dünnen Lippen verbargen sich keine Haifischzähne, wie sie befürchtet hatte, sondern nur gelbe Überreste eines eigenen Gebisses. Camilla schluckte trocken. Ekel kroch nun doch in ihr hoch, aber es erschreckte sie zumindest nicht.

»Ich lebe hier. Das alles ist meine Stadt. Du bist in Ancienne Cologne.« Seine Worte überforderten ihren erschöpften Geist, nur quälend langsam drangen sie in ihr benebeltes Gehirn.

Mehrfach musste sie seine Worte wiederholen. Er lebte hier? Das war seine Stadt? Sie versuchte, sich auf die Ellenbogen aufzurichten, was ihre Wirbelsäule mit stechenden Schmerzen quittierte. Langsam ließ sie sich wieder zurücksinken.

»Wie kann man hier leben?«

Amadeo hob die Schultern. »Genau wie man oben leben kann, nur dass es hier ruhiger ist.«

»Warum stehen hier all die alten Häuser?«

Er neigte sich über sie und deutete zu einem Gebäude, das halb im Schlamm versunken war. »Das war der Fluss-sand«, erklärte er. »Über die letzten zweitausend Jahre sind Gebäude abgesunken und überbaut worden.«

Camilla verdrehte den Nacken, um im Liegen die Häuser zu betrachten. Stechender Schmerz schoss durch ihre Stirn.

»Das alles ist wie ein Wunder«, murmelte sie. »Vor allem, weil viele der Bauten über die Jahrhunderte fast unberührt geblieben sind.«

Er nickte lächelnd.

Camillas Fantasie fand reichlich Nahrung an diesem Ort. Sie stellte sich vor, dass es unter Berlin ein zweites Berlin gab, in dem unerkannt Menschen lebten und ihre ganz eigene Kultur und Zeitrechnung entworfen hatten. Die Idee gefiel ihr, sie barg einen hoffnungsvollen Grundton.

»Deine Gedanken liegen offen, Camilla.«

Amadeos Stimme drang von weit her in ihren Geist.

»Wieso?«

»Weil ich sie hören kann«, sagte er schlicht, wobei er auf seine Schläfe tippte.

Für einen Herzschlag begriff sie nicht. Entsetzt fuhr sie zusammen. »Soll das heißen, Sie lesen meine Gedanken?«

»Die oberflächlichsten sind so offensichtlich, dass ich nicht anders kann.«

Ihr blieb die Spucke weg. Dann erinnerte sie sich an die Stimme in ihrem Kopf. »Das waren Sie, oder?«

Amadeo nickte. Sein Blick umwölkte sich. Trauer und Wut sprachen aus seinen Augen. »Du bist mehrfach knapp dem Tod entronnen, Kind«, sagte er leise. »Dein Schicksal wäre es gewesen, seiner Puppe weitere Teile zu liefern.«

Sie richtete sich nun doch auf und ignorierte den Schmerz, der wie Flammenzungen an ihrem Körper leckte.

»Grimm?« Ihn hatte sie nicht vergessen, so wenig wie sein Monster. Vielleicht war er der Mörder. Ihr stockte der Atem.

Ein Polizist genoss Vertrauen. Grimm sah zudem sehr gut aus. Junge Frauen würden sicher auf ihn hereinfallen und ihm überall hin folgen. Eisige Schauer rannen über ihre Haut. Ihr Magen zog sich zusammen. So schlimm die Vorstellung sein mochte, lag der Gedanke doch nah. Aus irgendeinem Grund wirkte Grimms Ausstrahlung bei ihr jedoch nicht. Camilla knirschte mit den Zähnen. Ganz klar. Dieser schleimige Kerl war einfach nicht ihr Typ!

»Deswegen hat er mich gejagt.« Sie ballte die Fäuste.

»Der Einäugige ist nur sein Handlanger«, erklärte Amadeo. »Aber er hätte dich zu ihm gebracht.«

»Der Einäugige?«

»Grimm«, entgegnete Amadeo. Seine Lippen verzogen sich abfällig.

»Wessen Handlanger ist er?« Ihre Stimme zitterte bei dem Gefühl, einem Geheimnis nahe zu kommen, das ihr Leben noch weiter aus den Fugen reißen würde.

»Der Sandmann ist sein Meister.«

Er hielt sie zum Narren. Im ersten Moment musste sie sich das Lachen verkneifen. Das Sandmännchen war die

alberne Puppe aus dem Kinderfernsehen. Selbst wenn er von Neil Gaimans *Sandmann* sprach, war der Gedanke mehr als abstrus.

»Veralbern kann ich mich allein.«

Er sah sie nur ruhig an. Die Tatsache, dass er nicht weitersprach und sie mit diesem milden Bedauern betrachtete, erschreckte Camilla.

»Sie machen keine Scherze, oder?«, murmelte sie unsicher.

Amadeo schwieg einige Sekunden, bevor er nickte. »Kennst du die Legende, dass der Sandmann den Kindern die Augen herausschneidet, um sie seiner Brut zu fressen zu geben?«

Die Worte regten etwas in ihrer Erinnerung an. Es war eine Textpassage. Ihr fiel zwar nicht ein, woher sie stammte, aber sie verband etwas Böses damit.

»Ja«, hauchte sie. »Die kenne ich.«

Wieder schwirrten ihr die Bilder der Augäpfel im Kopf, die dem Selbstmörder aus den Fingern rollten, während seine eigenen zu Sand zerfielen und verwehten. Ebenso kehrte der Traum von der schönen Frau mit den leeren, blutigen Augenhöhlen zurück. Schließlich dachte sie an die Tote mit dem zerschnittenen Gesicht.

Sie presste eine Hand gegen ihren Bauch, die andere vor die Lippen. Dieses Mal konnte sie den Brechreiz nicht zurückdrängen. Würgend übergab sie sich. Schwäche überfiel sie. Camilla konnte sich gerade noch abfangen, bevor sie mit dem Gesicht auf den Boden schlug.

»Christoph«, hörte sie Amadeo rufen. Der alte Mann packte sie zwar an den Schultern, um sie zu stützen, hatte aber kaum die Kraft, sie länger zu halten. Seine Stimme überschlug sich.

Camilla bekam seine Worte mit, aber der Inhalt ging verloren. Nach einer Zeit, die sie nicht bemessen konnte, wurde sie schwungvoll vom Boden hochgehoben.

Ihr Haar schleuderte um den Kopf in ihr Gesicht. Die Welt drehte sich noch mehr. Eine neue, heftige Welle von Kopfschmerzen riss ihren Verstand mit sich. Sie erwachte kurz durch kühle Finger, die ihr über die Wangen strichen. Irgendjemand, den sie nur als riesige Silhouette wahrnahm, trug sie davon. Langsam driftete ihr Bewusstsein fort und versank in den Nebeln ihrer Erschöpfung.

Sie erwachte von dem Geruch nach Kräutertee. Ihr Durst war weit über das erträgliche Maß hinaus angestiegen und wütete in ihren Eingeweiden. Langsam hob sie die Lider und stöhnte unter Schmerzen auf. Magen und Gedärm hatten sich verkrampft.

Das matte Licht einiger Kerzen brannte in ihren Augen. Viel konnte sie nicht sehen, doch sie bemerkte, dass sie nicht mehr in den Tunneln auf dem Boden lag. Dennoch roch sie die feuchte Kühle des Untergrundes.

Einige Sprungfedern stachen in ihren Rücken. Es roch nach muffigem, altem Stoff. Sie spürte weiche Woldecken auf ihrer nackten Haut. Jemand musste sie entkleidet und gewaschen haben. Sie wollte sich keine Gedanken darüber machen, ob es Amadeo gewesen war. Die Vorstellung behagte ihr nicht.

Sie sah sich um. Der Raum bot einen bunten Schnitt durch alle möglichen Epochen. Das Sofa, auf dem sie lag, sah aus, als wäre es ein Fossil aus dem dritten Reich, während sie das Alter der Schränke und Truhen um drei-, vierhundert Jahre weiter zurückdatierte. Das Zimmer beherbergte ein wildes, ungeordnetes Sammelsurium an Krempel, der schwer an Sperrmüll erinnerte.

Dicht neben ihr bewegte sich jemand geschäftig. Langsam wandte sie den Kopf zu der Person im Raum. Amadeo war es nicht, sein Geruch fehlte in der Luft.

Ein großer, breitschultriger Mann stand mit dem Rücken zu ihr. Seine blonden Haare stachen in alle Richtun-

gen ab. Er trug einen ausgeleierten, grauen Wollpulli und ausgebeulte, giftgrüne Hosen. Ein Nietengürtel hing in einer Schlaufe. Ketten klirrten leise gegeneinander.

Sie hörte, wie er Flüssigkeit umfüllte. Langsam drehte er sich um.

Wie gebannt hing ihr Blick an der Tasse, in der Kräutertee dampfte, auch wenn sie bezweifelste, überhaupt den Mund öffnen zu können, weil ihre Zunge wie ein trockener, geschwollener Klumpen Fleisch am Gaumen klebte. Gier erwachte. Für diesen Becher hätte sie freiwillig jemanden getötet. Da der Mann näher kam und sich an ihre Seite setzte, war ein Mord nicht notwendig. Allerdings ließ er sich übermäßig viel Zeit, was Groll entfachte. Enttäuscht sah sie zu der Tasse, die er immer noch in einer Hand hielt, während er sich mit der anderen neben ihrem Kopf auf dem Kissen abstützte.

»Wieder wach?«

Seine Fröhlichkeit wirkte deplatziert, oder? Camilla wünschte sich, antworten zu können, aber bis auf ein unartikulierte Krächzen brachte sie keinen Laut hervor.

»Kannst du dich aufsetzen?«

Sie wandte den Kopf und sah zu seiner Hand, an der sie sich schwer vorbeischieben konnte.

»Entschuldige«, murmelte er schuldbewusst und richtete sich auf.

Camilla drückte sich mühsam hoch. Die Decke rutschte über Schultern und Brust hinunter. Sehnsüchtig streckte sie beide Hände nach der Teetasse aus, doch der junge Mann regte sich nicht. Sein Blick klebte an ihrem nackten Busen. Unsanft stieß sie ihn an und fischte nach der Tasse. Er bewegte sich immer noch nicht. Camilla presste die Lippen aufeinander. Sie spürte die Risse. Hautschüppchen rieben unangenehm unter ihrem Lippenpiercing. Sie griff nach dem Tee und der Fremde öffnete anstandslos die Finger. Gierig setzte sie an.

So sehr sie sonst Kamille hasste, so köstlich schmeckte der erste Schluck. Die Feuchtigkeit löste nicht nur die Dürre, sondern erweckte ihren Kopf zum Leben. Mit halb geschlossenen Augen leerte sie die Tasse und atmete tief durch.

»Mehr?«, fragte er, wobei er krampfhaft in ihre Augen sah.

Sie nickte. »Gern«, flüsterte sie heiser.

»Aber nicht zu viel, sonst bekommst du später ziemliche Krämpfe.« Seine Stimme hatte einen warmen, freundlichen Klang.

Camilla betrachtete ihn zum ersten Mal mit stärkerem Interesse. Zuvor war ihr der Tee wichtiger gewesen. Seine großen Augen leuchteten fröhlich in dem fast kindlich breiten, gutmütigen Gesicht. Vielleicht waren es auch der große Mund mit den vollen Lippen oder die geröteten Wangen, die den Eindruck von Jugend erweckten. Sie schätzte ihn nicht älter als Anfang zwanzig. Er war nicht klassisch schön, aber seine freundliche Natur strahlte über sein Aussehen hinaus. Er erhob sich und drehte sich von ihr weg.

Als er wieder zu ihr trat, deutete er auf ihren nackten Oberkörper. »Zu warm?«

Camilla folgte seinem Blick, der sich ohne Umschweife wieder an ihren Brüsten festgesaugt hatte. Sie hob demonstrativ eine Braue und deutete auf die Tasse. Er lächelte frech und reichte sie ihr.

»Danke.« Ihr Hals fühlte sich noch immer rau und trocken an.

Sie leerte auch die zweite Tasse. Langsam erholte sie sich ein wenig. Durch den Tee angeregt knurrte nun auch ihr Magen.

Sein Lächeln verzog sich zu einem breiten Grinsen.

»Hunger«, stellte er fest.

»Redest du auch in ganzen Sätzen?«

»Schon«, antwortete er. »Allerdings passiert es selten, dass nackte Mädchen auf meinem Sofa liegen und sich nicht daran stören, dass ich sie anstarre.«

Camilla zog die Decke über ihre Brüste. »Besser?«

»Ja.«

»Wer bist du eigentlich?« Sie umschlang ihre Beine und spähte durch ein Fenster, vor dem eine Gardine hing, nach draußen. Erkennen konnte sie nicht viel, weil der Vorhang den Staub von mindestens hundert Jahren in sich trug.

»Chris, eigentlich Christoph«, entgegnete er.

Camilla erinnerte sich schwach an den Namen. Amadeo hatte ihn gerufen, als sie das Bewusstsein verlor.

»Dann bin ich wirklich unterhalb von Berlin?«

Er nickte ernst. »Ancienne Cologne nennt sich der Ort.«

»Dass es tatsächlich so etwas gibt«, murmelte sie. »Eine Stadt unter der Stadt, tief verborgen in einem Labyrinth.«

»Aus deinem Mund klingt das ziemlich romantisch.« Christophs Gesicht hatte jedes Lächeln verloren. »Das ist es nicht. Hier unten leben die, die sich oben nicht zurechtfinden, oder die, die hier geboren wurden.«

»Dann ist es ein Zufluchtsort.« Sie hoffte, aufmunternd zu klingen.

»Zuflucht?« Seine Lippen verzogen sich spöttisch. »Vielleicht.«

»Du bist hier nicht glücklich.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin hier geboren, lebte aber zwölf Jahre oben.« Er zögerte. »Dort bin ich so wenig zu Hause wie hier.« Seine Stimme klang bitter. Er sah aus wie einige Punks, die sie kannte. Eindeutig ein Außenseiter, aber scheinbar nicht nur oben, sondern auch hier.

»Gibt es viele Menschen in Ancienne Cologne?«

»Einige«, antwortete er ausweichend.

»Amadeo sagte, er sei der Herr hier.« Sie wollte so viel mehr erfahren, spürte aber, dass Chris dabei war, sich zu verschließen.

»Ist er auch. Als meine Mutter starb, habe ich die ersten sechs Jahre hier unten bei ihm gelebt.«

»Und weiter?«

»Ich wurde zu Verbindungsleuten an die Oberfläche gegeben und adoptiert. Weil ich immer wieder abgehauen bin, haben sie mich schließlich in ein Erziehungsheim gesteckt.« Er grinste. »Die konnten mich auch nicht halten. Nach ein paar Jahren auf der Straße lebe ich zwar wieder hier, bin aber auch nicht glücklicher.« Er zuckte mit den Schultern.

Anscheinend wollte er nicht weiter darüber reden. Camilla sah zwar sein Lächeln, doch ihr entgingen seine ernstesten Augen nicht. Sie las in ihnen wie in einem Buch. Chris war ihr auf Anhieb sympathisch. Sie verstand seine Rastlosigkeit sogar.

»Warum bleibst du nicht oben?«

»Das ist meine Sache.« In seinen Augen glomm ein Funke auf, der seine Worte entkräftete. »Vielleicht stehe ich ja darauf, kleine Mädchen hier unten durch die Gegend zu tragen.« Er grinste breit.

»Spinner!« Ihr Magen knurrte. »Hunger«, murmelte sie.

»Wie war das?« Chris lachte. »Kannst du auch in ganzen Sätzen reden?«

Camilla sah ihn vorwurfsvoll an und schlug ihm mit der Faust auf den Oberarm. »Idiot! Ich habe seit gestern oder vorgestern nichts mehr gegessen.«

»Dann sag das doch ... in ganzen Sätzen.«

Camilla saß neben Chris an einem klapprigen Campingtisch, vor ihr stand ein inzwischen leerer Teller. Sie pickte die letzten Brotkrümel mit den Fingerspitzen auf und leckte sie genüsslich ab.

Nie hätte sie gedacht, dass Schwarzbrot mit Nutella so lecker sein könnte. Wie alles in Chris' Wohnung passte

auch kein Teller zum anderen. Die Trinkgefäße bestanden aus Ton, Porzellan, Plastik, Pressglas und Bleikristall. Allerdings hatte jedes Stück seinen Platz und seine Daseinsberechtigung. Normalerweise hätte sie sich wohl daran gestört, dass nichts zueinandergehörte, aber im Rahmen dieses alten Hauses und mit dem Hintergrund, dass Chris nicht viel anders aussah, störte es sie nicht mehr.

Sie trug ein ausgewaschenes Shirt von ihm und die dicksten Socken, die sie je gesehen hatte.

»Sag mal, was kannst du mir über den Sandmann erzählen?«, fragte sie unvermittelt.

Er sah sie aus dem Augenwinkel an und rutschte umständlich auf der Sitzfläche seines Stuhls zu ihr herum. »Amadeo sagte mir schon, dass *Er* dich jagt«, antwortete er ernst.

Einen Augenblick dachte sie an Grimm. Mit ihm verband sie Boshaftigkeit und Mordgier. Schließlich hatte er sie wie ein Tier gehetzt. Sie ertappte sich dabei, in dem Mörder kein gestaltloses Ungeheuer zu sehen. Grimm war eine ernst zu nehmende, reale Gefahr. Um Christophs Worte zu entkräften, rollte sie mit den Augen. »Sei nicht so schwerfällig.« Sie schnaubte. »Das sagte er mir auch. Aber was ist der Sandmann?«

Chris fuhr sich durch seine wirren Haare und stützte den Kopf in die Hand. »Er ist ein Mörder. Er tötet Frauen, um ihnen die Augen herauszuschneiden.«

»Das Geschöpf, was ich gesehen habe?«

Ihre Stimme brach. Ein Stich bohrte sich in ihr Herz. Die Tote, die sie gefunden hatte, kam ihr in den Sinn, ebenso Theresa, die vielleicht auch hier herumirrte und ein leichtes Opfer abgab. Für einen Moment wollte die Sorge um ihre Freundin sie ersticken. Was, wenn der Sandmann – oder Grimm – sie erwischte?

»Das wollte er auch mit mir machen?« Sie hatte nicht vergessen, was Amadeo ihr gesagt hatte.

»Ja.« Chris stand auf und lief in dem engen Zimmer auf und ab.

Einige Sekunden lang beobachtete sie ihn. Leise Wut keimte auf. Schließlich erhob sich Camilla und trat ihm in den Weg. Er blieb vor ihr stehen.

»Wenn du wie ein Tiger im Käfig auf und ab rennst, hilfst du mir nicht!« Ihr Puls raste wieder, pochte heftig in den Schläfen. »Gestern, vorgestern, oder wann immer das war, ist einer vor meinen Augen gestorben, als er vom Museumsdach gesprungen ist. Dann ist meine Freundin verschwunden, ich werde von einem irren Polizisten verfolgt und finde auch noch eine Frauenleiche. Ist es zu viel verlangt, wenn ich Antworten haben will?«

Chris' Augen verdunkelten sich. Sie las Wissen darin, Antworten auf alle Fragen und erschrak. Alle Kraft schien aus ihr zu weichen.

»Bitte«, flüsterte sie.

Behutsam nahm er sie an der Schulter und drückte sie zum Sofa. »Setz dich. Dann erzähle ich dir, was ich weiß.«

Sein Tonfall jagte ihr Angst ein. Ihre Fingerspitzen wurden kalt. Mit zitternden Händen zog sie die Wolldecke über sich. Ihr Blick streifte sein Gesicht.

Chris zögerte. Schließlich kramte er in seiner Hosentasche und zog ein Päckchen Tabak heraus. Während er eine Zigarette drehte, schien er sich die Worte genau zurechtzulegen. Sie las die Anstrengung aus seinen Zügen.

»Was?«, drängte sie.

Er schwieg, steckte sich die Zigarette in den Mundwinkel und zündete sie an. Nach einem langen, tiefen Zug schloss er die Augen. Sein Atem rasselte leise. Er schnippte Asche auf den Boden. Warum redete er nicht? Wut wollte erneut in ihr aufsteigen.

»Also gut«, begann er.

Camillas Augen brannten, Nervosität schnürte ihr die Kehle zu.

»Ich bin in der Charité als Pfleger beschäftigt. Du bist mir da schon aufgefallen. Du und deine Freundin Theresa ...« Er unterbrach sich, um noch einen Zug zu nehmen.

Mit dieser Einleitung hatte sie nicht gerechnet. Aber es war zumindest nichts, was sein Zögern rechtfertigte.

»Weiter!«

Er blies den Rauch aus und sah sie an. »Amadeo hat dir geholfen, dass du dem Einäugigen entkommst ... Andreas Grimm.«

»Aber der hat doch beide Augen?«, murmelte Camilla verständnislos. »Warum nennt ihr ihn so?«

»Weil ein Auge das des Sandmanns ist«, erklärte Chris geduldig.

»Das geht?«

»Technisch kann ich es dir nicht erklären, aber es geht.«

In ihrem Hals bildete sich ein harter Kloß. Schweigend wartete sie, dass er mit seinen Erklärungen fortfuhr.

»Damit kann er sehen, was sich an der Oberfläche abspielt. Durch Grimm sucht er sich bestimmte Opfer. Die Mädchen haben zu einem Polizisten Vertrauen.« Er deutete auf sich. »Würdest du mir glauben, wenn wir uns am Alexanderplatz begegnet wären oder ich dich in der Klinik angesprochen hätte?«

Sie dachte über seine Frage nach. Grimm hatte sie von Anfang an nicht getraut. Chris' offenem Blick und seiner Unbeholfenheit konnte sie nichts entgegensetzen.

»Ja«, antwortete sie ehrlich. »Dir hätte ich allemal geglaubt. Vielleicht nicht von Anfang an, aber du hast etwas erschlagend Offenes an dir.«

»Dann bist du aber die Einzige.«

»Grimm ist unheimlich. Als Theresa und ich noch bei dem Toten waren, hat er auf der Museumsinsel bereits dafür gesorgt, dass ich ihn nicht ausstehen konnte.«

»Das war vielleicht dein Glück. Er bekommt mit dem Auge des Sandmanns schnell Macht über eine Frau.«

»Wenn er nicht versucht, sein nächstes Opfer mit seiner Zauberei zu ersticken«, konterte sie. Schauer liefen ihr über den Rücken, als sie an die Begegnung in Frau Wallrafs Büro dachte.

»Melanie hatte mir so etwas erzählt«, erklärte Chris leise.

»Wie, Melanie?«, hakte Camilla nach. »Redest du von Melanie Wallraf?«

»Ja, sie ist für uns hier unten eine Helferin, so etwas wie eine Kontaktperson an der Oberfläche.«

Camilla war hin und her gerissen zwischen erleichtertem Lachen und einem Wutanfall. Allerdings verkniff sie sich jeden Kommentar.

»Wenn ich nicht hier bin«, sagte Chris und nahm einen Zug, »bin ich bei Melanie. Sie ist so etwas wie meine Ziehmutter geworden.«

Nun konnte Camilla nicht mehr an sich halten. Sie atmete erleichtert auf, schlang die Arme um seinen Nacken und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Sag ihr meinen Dank für all ihre Aufmerksamkeit und Hilfe, wenn du sie siehst.«

Chris warf ihr einen verwunderten Blick zu, lächelte dann aber. »Mache ich.«

Seine Hand legte sich sachte um ihre Taille, rief angenehme Wärme und einen wohligen Schauer wach. Ganz von selbst rückte sie näher, er zog sie noch fester an sich.

Sie schmiegte den Kopf an seine Schulter, nahm seinen Geruch nach Seife und Zigaretten auf.

»Erzähl weiter.«

»Jetzt kommt der unschöne Teil.« Chris inhalierte ein letztes Mal den Rauch, bevor er den Stummel an der Sohle seiner Stiefel ausdrückte und auf seinen Tabakbeutel legte. Als er tief Luft holte, rasselte etwas in seinen Lungen. Seine Atmung beruhigte sich nur langsam. Besorgt strich sie über seinen Arm. Er hörte sich nicht gesund an.

Die Sorgen um Theresa und wegen des Sandmanns vertrieben den Gedanken.

»Theresa ist nicht weggelaufen, sondern wurde entführt. Sie ist nicht mehr am Leben. Das weiß ich sicher.«

Camillas Atem stockte, kein klarer Gedanken wollte sich fassen lassen. Für eine Sekunde wagte sie nicht einmal, sich zu bewegen. Nur langsam gewannen die Worte an Sinn.

»Tot?« Ihre Kehle schnürte sich zusammen, ein Stöhnen presste den letzten Lufthauch aus ihren Lungen. Ihre Augen brannten wie Feuer, aber die Tränen blieben aus. Anstatt des Schmerzes, auf den sie wartete, empfand sie nur dumpfe Leere. Dieses Gefühl beschämte sie. Sie schnappte nach Atem und lehnte sich an Chris' Schulter, der seinen Arm um sie legte.

»Sag mir, wie sie gestorben ist.« Trauer, Unverständnis und Unglaube ballten sich zu einer eisigen Faust, die ihr Herz umklammerte. Nicht Theresa! Nicht ihre Gefährtin seit Kindertagen. Chris irrte. Er musste sich irren!

Seine Finger tasteten behutsam über ihre Schultern. Ihre Nackenhärchen richteten sich unter seiner Berührung auf, als er sanft über die Haut ihres Halses strich. Sie wollte seine Hand abschütteln, doch seine Nähe war das Einzige, was ihr Halt gab. Ließe er sie los, würde sie in einen bodenlosen, schwarzen Abgrund stürzen.

»Ich weiß nur, dass sie tot ist«, sagte er leise. Sein Atem steifte ihr Ohr und ihr Haar.

»Aber woher!«, begehrte sie auf. Sie warf so heftig den Kopf zurück, dass Chris ihr kaum noch ausweichen konnte. Mit brachialer Gewalt erwachte der Schmerz. Alles in ihr wehrte sich gegen die Vorstellung, dass Theresa nicht mehr lebte. »Woher, Chris!«, beharrte sie eisern. Die Sehnsucht nach seiner Nähe schwang in Wut um. Feuer rann durch ihre Adern. Sie schlug unbarmherzig gegen seine Brust.

Er zuckte immer wieder zusammen, sagte aber nichts, sondern presste sie noch fester an sich, sodass sie kaum noch zu Atem kam. Ihre Hände krallten sich in seinen Pulli. Thesas Verlust und seine Wärme, die er ihr freiwillig gab. Sie fühlte sich schuldig an beiden. Tränen schossen in ihre Augen. Sie weinte, nicht aus Trauer, sondern aus Scham über ihr Verhalten.

Seine große Hand legte sich wieder in ihren Nacken und streichelte sanft. Camilla hob den Kopf und sah Chris aus tränenverschleierte Augen an. Sein Gesicht war eine Grimasse der Anspannung.

Camilla erschrak. Christophs Kiefer mahlten aufeinander.

»Ich weiß davon, weil ihre Seele hier ist und einen anderen Körper hat.«

Die Worte hallten in ihr nach, weckten Zweifel. Dennoch las sie aus seinem Verhalten, dass er es ernst meinte. Die Art, wie er sie betrachtete, und die Anspannung in seinem Gesicht waren echt. Sein Blick flackerte unet, irrte durch den Raum, als hätte er etwas Schreckliches gesehen. Für eine Sekunde erwachte die aberwitzige Idee, dass er Thesas Mörder sein könnte. Sie verbannte diese Vorstellung sehr schnell wieder. Ihr Mund klaffte auf, aber es gelang ihr nicht, auch nur ein Wort zu sagen. Thesas Verlust war mehr, als sie ertragen konnte.

Ihre Seele ist in einem anderen Körper.

Dieser Satz kam ihr bekannt vor. Er trug den gleichen Beigeschmack wie das, was Amadeo ihr gesagt hatte. Seine Worte nahmen in ihrer Vorstellung Gestalt an. Sie sah einen mechanischen Menschen vor sich, der Thesas Seele und Bewusstsein angenommen hatte. Je intensiver sie sich konzentrierte, desto dumpfer und fremder wurde der Gedanke. Geistig kam sie der Lösung nicht näher. Schließlich schüttelte sie das Bild ab. Jetzt erst spürte sie, dass sie sich vollkommen verkrampft hatte. Ihre Hände pressten

gegen die Schläfen, ihre Zähne knirschten aufeinander und ihre Kiefermuskulatur tat weh. Sie versuchte, durch körperlichen Schmerz den geistigen Status Quo wiederherzustellen. Mühsam löste sie sich und ließ die Arme sinken. Alle Empfindungen wurden schwächer. Schwer atmete sie durch. Ihre Augen brannten. Camilla blinzelte und verfluchte still die Kontaktlinsen, die hinter den Lidern rieben.

Chris' Blick hatte sich nicht sonderlich verändert. Er erweckte immer noch den Eindruck, in seinem eigenen Albtraum gefangen zu sein. Seine Augen waren weit offen.

Camilla erschauerte. Ihr Verdacht gegen ihn schwand. Vielleicht hatte er miterlebt, wie Theresa starb, oder zumindest, wie ihre Seele wechselte. Zumindest war er der Einzige, der ihr hier und jetzt Antworten geben konnte, die vielleicht halfen, diese Gefühlsblockade zu überwinden. Aber dazu musste er erst sich selbst wiederfinden.

Er saß noch immer reglos da. Seine rechte Hand lag schwer in ihrem Nacken, während die andere von ihrer Schulter gefallen war und auf seinem Oberschenkel ruhte. Sein glasiger Blick verlor sich an einem weit entfernten Punkt hinter ihr.

Behutsam legte sie ihre Finger auf seine Wange. Sie spürte kurze, raue Stoppeln, während sie vorsichtig bis zu seinem Kinn strich.

Chris schrak zusammen. Leben kehrte in seine Augen zurück.

»Chris?«, flüsterte sie heiser. »Bitte erzähl mir alles.«

Kapitel 4

Der Sandmann

Auf Chris' Bitte hin wollte Camilla neuen Tee kochen. Im Nebenzimmer, das wesentlich kleiner war als der Wohnraum, hatte er sich etwas Vergleichbares zu einer Küche eingerichtet. In einem alten Bauernschrank fand sie seine Vorratskammer, die alle Arten von haltbaren Lebensmitteln beinhaltete, darunter auch etliche Pakete Kaffee und Tee.

Ein Campingkocher, ein Dreibein für Bechergläser aus einem Chemielabor und ein alter Milchtopf, in dem gelber Kalk schichtweise abblätterte, dienten ihr als Küchenhelfer. Glücklicherweise kam Camilla mit den Provisorien bestens zurecht.

Langsam lichtete sich der dichte Kokon um ihren Verstand. All ihre Gedanken drehten sich um Theresa, erst jetzt kam ihr zu Bewusstsein, dass sie ihre Freundin verloren hatte. Wie die Mielkes reagieren würden, wenn sie vom Tod ihrer Tochter erfuhren, wollte sie sich nicht vorstellen.

Sie musste sich beiden Familien stellen, erklären und Fragen beantworten. Ihre Freunde würden sie anders behandeln. Die Sicht der Dinge verschob sich, wenn ein vertrauter und geliebter Mensch verschwand. Wenn sie nach Frankfurt zurückkam, würde sie vielleicht in gewohnter Umgebung sein, aber jeder Ort würde ein anderes Gefühl vermitteln, weil Theresa in dem Gesamtbild fehlte. Sie fürchtete sich vor der Heimkehr. Ihr Herz füllte sich mit Trauer. Sie litt mit den Personen, die Theresa liebten. Wie sollte sie diesen Menschen entgegentreten? Es würde zu einer Tortur werden, die sich in nichts von einem gewaltsamen Tod unterschied. Sie tat genauso weh und würde nie enden.

Sie rieb sich die Oberarme. Kalt war es in Chris' provisorischer Küche nicht, aber sie fühlte, wie ihre Seele zu Eis gefror.

»Geht es?«

Camilla hörte Christoph näher kommen. Sie drehte sich zu ihm um, als er sich unter dem Türsturz hindurchduckte und zu ihr trat. Zwischen seinen Lippen hing eine neue Zigarette. Sie zitterte, angezündet hatte er sie noch nicht.

Camilla griff nach einem Einwegfeuerzeug, das neben dem Campingkocher lag, und gab ihm Feuer.

Er sog den Rauch ein und hielt ihn einige Sekunden in den Lungen, bevor er ihn ausstieß. »Danke«, sagte er und blickte in den Milchtopf.

»Kocht noch nicht.«

Er nickte. »Du hast dich gut im Griff.«

Camilla senkte den Blick. Seine Art, sie anzusehen, gab ihr das Gefühl, psychologisch seziert zu werden. Offensichtlich reagierte sie nicht, wie er es sich vorstellte.

»Was soll ich tun?« Ihr Tonfall klang schärfer als beabsichtigt.

Er kam noch etwas näher. »Mir sagen, was in dir vor sich geht, damit du die Last in deinem Herzen nicht mehr mit dir herumschleppen musst?«, schlug Chris vor. »Im Moment habe ich den Eindruck, dass du dich selbst mit deinen Schuldgefühlen behinderst.«

»Das sind keine, oder zumindest noch keine.«

»Aber?« Er nahm seine Zigarette aus dem Mund und setzte sich auf die Kante des wuchtigen Holztisches.

»Ich habe Angst, nach Hause zu gehen. Theresa und ich waren sehr enge Freundinnen.« Sie sackte mit dem Rücken gegen den Bauernschrank. »Plötzlich merke ich, dass ich nichts mehr mit ihr erleben kann. Frankfurt wird anders aussehen und unsere Freunde werden mich betrachten, als wäre ich ihre Mörderin.« Sie strich sich durchs Haar. »Da-

von abgesehen habe ich das Gefühl, als würde alles, was sie betrifft, bedeutungslos, solange ich hier bin. Es ist, als ob sich meine Art zu fühlen und zu denken ändert, verstehst du?« Sie biss sich auf die Unterlippe, als ihr klar wurde, dass Theresa und sie bis vor kurzer Zeit eine Einheit gewesen waren, die jeder um sie auch als solche begriffen hatte.

»Du merkst, dass dir das Leben allein schwerfällt, weil eine die andere ergänzte«, stellte Chris fest und schob seine Zigarette wieder in den Mundwinkel. »Aber du bist stark genug, Camilla. Du musst dich über niemand anderen definieren.«

Seine Worte stimmten nachdenklich. Vielleicht hatte er recht. Theresa würde immer in ihrem Leben fehlen, weil sie etwas Besonderes war. Camilla wollte es mit einem Seelenzwilling vergleichen, konnte aber nicht. Tatsächlich hatte sie die Trennung von Theresa schon in der Charité gespürt. Dort hatte etwas in ihr beschlossen, allem zu widerstehen, während Theresa sich treiben ließ.

Das brodelnde Wasser riss sie aus den Gedanken. Chris fischte den Milchtopf mithilfe seines Ärmels von dem Dreibein und goss den Tee auf. Ein wenig Asche seiner Zigarette fiel zwischen die Tassen. Nachlässig wischte er sie zu Boden.

Alle Überlegungen zu Theresa wichen der Person, die ihr im Moment nah war. Camilla schüttelte strafend den Kopf und drehte das Gas des Campingkochers ab. »Spinner«, murmelte sie.

Gemeinsam saßen sie auf dem Sofa. Camilla versuchte, ihre Sorgen und Ängste zu kontrollieren, damit sie sich Chris' Erklärungen widmen konnte. Allerdings erwartete sie fast, dass er etwas sagte, was ihre Welt erneut ins Wanken brachte und noch mehr mit Grauen durchwirkte.

Während der letzten Tage hatte sie festgestellt, wie sehr sich die morbide Realität an ihre finstere Fantasie annäher-

te. Sie konnte kaum sagen, worin all das, was sie erlebte, noch ausufern würde. Aber ihr war bewusst, dass sie nur die Spitze des Eisberges gesehen hatte.

Gespannt kauerte sie sich neben Chris und zog die Beine an. Fürsorglich legte er ihr die Wolldecke über und drehte sich eine weitere Zigarette. Plötzlich sah er sie an. »Auch eine?«, fragte er und deutete auf das Tabakpäckchen.

»Ich rauche nicht.«

Er lächelte matt, zündete sich die Zigarette an und griff nach dem Aschenbecher, der neben dem Sofa auf einem maisgelben Nierentisch stand. Er hustete. Wieder rasselten seine Bronchien besorgniserregend. »Glückliche«, sagte er.

Vorsichtshalber ging Camilla nicht darauf ein. »Erzähl alles, was du über Theresa und den Sandmann weißt«, drängte sie. Eine undefinierbare Unruhe prickelte in ihrem ganzen Körper.

Er zog an seiner Zigarette und blies den Rauch nach oben, als wollte er Zeit schinden, denn er zog auch die Teetasse zu sich heran und nahm einen Schluck.

»Hast du gesehen, wie sie starb?« Camilla versuchte, ihm den Anfang leichter zu machen.

Er schüttelte den Kopf. »Nein«, bekräftigte er. »Olympia kam nur heute früh zu mir.«

Eine Erinnerung blitzte auf, die sofort verschwand, als sie sich darauf konzentrieren wollte. Leise fluchte sie, sah schließlich zu ihm. Er strich sich durch die Haare. Offensichtlich fiel es ihm wirklich schwer, zu sprechen. Die Frage nach Olympia lag ihr bereits auf der Zunge.

»Hör mal«, sagte er, »du wirst mir ohnehin nicht alles glauben, was ich sage. Soll ich dich nicht einfach zu ihr bringen?«

Zorn wallte auf. Er war ein Feigling! »Erzähl endlich!«, zischte sie und spürte, wie ihr das Blut heiß in den Kopf schoss. »Hast du solch eine Angst, dass ich dir nicht zuhören werde?«

Chris hob beide Hände, als wollte er sie abwehren. »Das ist es nicht. Nur ...« Er verstummte und stützte die Ellenbogen auf die Knie. Langsam senkte er den Kopf und verschränkte die Hände im Nacken. Ein dünner Rauchfaden stieg von der glimmenden Zigarette zwischen seinen Fingern auf.

Er zog sich zurück. Sie hatte ihn zu stark bedrängt. Gerade, als sie etwas sagen wollte, um ihre Reaktion zu entkräften, fragte er leise: »Kennst du das Buch *Der Sandmann* von E. T. A. Hoffmann?« Seine Stimme klang gedämpft, verlor sich fast zwischen seinen Armen, mit denen er seinen Kopf schützte.

»Ja, kenne ich ...« Sie zuckte zusammen. Der heiße Tee, von dem sie noch nichts getrunken hatte, schwappte über und spritzte auf ihren Oberschenkel. Der Schmerz rückte in den Hintergrund, als sich plötzlich die fehlenden Querverbindungen ergaben.

Der Sandmann war es, der den Kindern die Augen aus dem Kopf schnitt und sie seiner Brut zu fressen gab. Nathanael, der Protagonist der Geschichte, wurde von seiner Amme damit eingeschüchtert. Das Bild verfolgte ihn sein ganzes weiteres Leben. Olympia hieß die Frau, die er liebte, aber sie war nichts als eine Maschine aus Holz, Glas und Metall.

Camilla biss sich auf die Unterlippe. Augen – es ging in der Geschichte darum, dass sie die Seele eines Menschen waren.

Sie hob die Hand, führte die Bewegung aber nicht zu Ende.

»Das kann nicht sein«, flüsterte sie tonlos. »Es ist doch nur eine Geschichte.«

Kapitel 5

Olympia

Unruhig stand Camilla vor einer prächtig geschnitzten Haustür, die zu der verspielten Fassade eines Barock-Gebäudes gehörte, das frei stand. Im Licht einer Kugellaterne wirkte der gelbe Stuck neu und freundlich.

Mit sturer Vehemenz betätigte Chris die Klingelschnur. Im Haus schlug eine Glocke hektisch an.

»Willst du die ganze Straße aufwecken?«

Chris zuckte mit den Schultern. Er sah zu einem Fenster in der ersten Etage.

Camilla hatte Angst vor der Begegnung mit Olympia. Chris hielt sich dicht neben ihr, ohne sie zu berühren.

Hinter einem der Fenster bewegte sich ein Vorhang.

»Sie beobachtet uns.«

»Wahrscheinlich.« Chris drückte seine Zigarette an dem Türblatt aus und warf sie von sich.

Camilla folgte abwesend der Bewegung, blickte dann aber wieder an dem Haus hoch. Sie fühlte sich unwohl in ihrer Haut. Die Beschreibungen in dem Roman, an die sie sich erinnerte, lieferten nur eine ungenaue Vorstellung von Olympia. Sie wusste lediglich, dass diese Frau von unvergleichlicher Schönheit sein musste. In der Geschichte verfiel ihr nahezu jeder, der ihr begegnete.

Hinter dem Fenster flackerte ein schwaches Licht und nahm an Intensität zu.

»Stören wir nicht?« Camilla fehlte jedes Zeitgefühl. Seit ihr Handy keinen Strom mehr hatte, konnte sie nicht mehr sagen, ob es Tag oder Nacht war.

Weil aber in Ancienne Cologne keine Person unterwegs war und hinter allen Fenstern Finsternis herrschte,

nahm sie an, dass es spät abends oder früh morgens sein musste.

»Bis auf uns müsste so ziemlich jeder schlafen«, erklärte Chris.

»Auch sie? Sie ist doch eine Maschine, oder?«

Chris lachte leise. Sie warf ihm einen verärgerten Blick zu, bevor ihre Augen wieder das Licht suchten. Sie konnte Olympias Weg verfolgen.

In jedem Zimmer, das sie durchschritt, flammte kurz Helligkeit auf.

»Sie hat eine menschliche Seele. Wie lang hältst du es ohne Schlaf aus, bevor du umkippst oder verrückt wirst?«

Camilla schnaubte. »Verrückt ist das hier! Und ich habe zwischendurch geschlafen.« Sie spähte zum Treppenhaus und beobachtete durch die farbigen Glasscheiben den Schimmer einer Lampe oder Kerze. Vage machte sie die schlanke Gestalt einer Frau aus.

»Wohn die ersten Jahre deines Lebens hier unten, und das Chaos da oben erscheint dir verrückt«, konterte Chris.

Leider konnte Camilla dem wenig entgegensetzen. Wenn das Dasein hier wirklich so unkonventionell und friedlich war, wie es den Eindruck machte, dann musste die Welt an der Oberfläche schrecklich sein.

Das Flackern wurde heller und bewegte sich rasch auf den Eingang zu. Camilla versteifte sich. Ihr Herz schlug bis zum Hals und sie spürte, wie Blut in ihre Wangen schoss.

Der Riegel wurde zur Seite geschoben. Ein Mechanismus knirschte, der vermutlich zu einem Schloss gehörte. Als sich die Tür öffnete, stand Camilla Olympia gegenüber.

Ein schöneres Gesicht konnte sie sich kaum vorstellen. Es war kindlich und doch reif, etwas elfenhaft Verträumtes lag in den ebenmäßigen Zügen. Ein wenig erinnerte es an eine Mischung aus Audrey Hepburn und Audrey Tautou. Langes schwarzes Haar lag gesittet über Rücken

und Schultern. Es fiel ihr bis über die Oberschenkel und lockte sich in den Spitzen. Sie trug ein Schultertuch über ihrem weißen Rüschnachthemd. Selbst Camilla spürte, wie stark Olympias Zauber war. Sprachlos betrachtete sie die Schönheit.

Es war die Frau aus ihrem Traum, nur haftete an ihr nichts Erschreckendes. Vielmehr strahlte sie Ruhe und Weisheit aus. Einzig die riesigen, zweifarbigen Augen irritierten Camilla. Sie begegneten ihr mit Theresas wissendem und liebevollem Blick. Es stand außer Frage, dass sie ihrer Freundin gegenüberstand.

Camilla taumelte einen Schritt auf Olympia zu und umschlang sie so fest, dass einem Menschen die Luft weggeblieben wäre.

»Theresa!« Ihre Gefühle überspülten sie in einer Woge. Endlich war der Bann gebrochen. Tränen rannen über ihre Wangen.

Kühle Hände legten sich auf ihren Rücken und Olympia erwiderte die Umarmung. Etwas daran fühlte sich falsch an. Im ersten Moment konnte sie nicht genau bestimmen, was es war, nur sehr langsam sickerte es in ihren Verstand. Unter ihren Fingern spürte sie kein weiches Fleisch, sondern etwas Hartes wie Holz oder Metall. Olympias Berührung kam auch nicht impulsiv, sondern eher zögernd. Ein leises Rasseln wie von Ketten begleitete jede Bewegung.

Erschrocken ließ Camilla sie los und entzog sich der Maschinenfrau. Sie vergegenwärtigte sich, dass dieses Wesen eine frühe Form eines Roboters war, aus Holz, Draht, Kettenwerken und Zahnrädern. Obwohl Hoffmann die Beschreibung der Olimpia in seinem Buch vage gehalten hatte, füllte Camillas Fantasie die Lücken auf. Vergleiche zu anderen Büchern drängten sich auf. Sie befand sich inmitten einer finsternen Steampunk-Welt. Schauernd wich sie zurück. Der Blick, der sie traf, drückte Bedauern aus.

»Du bist nicht Theresa, oder?«, fragte Camilla vorsichtig, während sie zu Chris zurücktrat.

»Ja und nein«, antwortete Olympia mit einer Stimme, die Therasas nicht unähnlich war. Sehr leise tönte ein mechanisches Klicken und Klappern darin. Durch den Klang der Worte war sie so abgelenkt von dem Inhalt, dass sie noch einmal nachfragte.

Olympia hielt die Öllampe etwas niedriger und machte eine einladende Handbewegung. »Lasst uns bitte drinnen weiterreden.«

Das Innenleben des Hauses entsprach Olympias Auftreten. Camilla fand sich neben Chris in einem hübsch eingerichteten Salon wieder, der in seiner Verspieltheit dem Rokoko nachempfunden war. Zierliche Sessel und ein kleines Sofa standen um einen runden Tisch herum, den eine feine Spitzendecke zierte. Einzig ein voluminöser Rosenstrauß fehlte Camilla darauf. An den verblichenen Seidentapeten hingen Blumenminiaturen in ovalen, vergoldeten Holzrahmen. Dazwischen erhob sich eine schlanke Pendeluhr mit einem Ziffernblatt aus bemalter Emaille. Zum ersten Mal konnte Camilla die Zeit ablesen. Tatsächlich war es mitten in der Nacht. Die fein ziselierten Zeiger gingen auf elf Uhr zu.

Sie betrachtete einige Sekunden lang die kleinen Porzellanfiguren, die auf einem eleganten Sekretär standen. In ihrer Gesamtheit stellten sie eine Jagdszene nach. Einige Männer saßen auf den Rücken ihrer Pferde, während Jagdbegleiter sich um die Hunde kümmerten.

Eigentlich empfand sie das alles als unerträglichen Kitsch, aber im Umfeld dieses schönen und gepflegten Barockgebäudes passte alles zueinander. Es wirkte wie das Spiegelbild der Besitzerin. Olympia verströmte das Flair lebendiger Geschichte. Sie konnte kaum sagen, ob sie sich von Olympia angezogen oder abgestoßen fühlen sollte.

Die Frau war schmerzhaft schön und trat lebendig und warmherzig auf, sodass Camilla bei ihrem Anblick vergaß, was sie war. Die Vorstellung, dass in ihr kein Herz schlug, sondern ein fein verzahntes Räderwerk lief, erschreckte sie. Sie beobachtete die natürlichen Bewegungen und die ausdrucksstarke Mimik.

War es nur eine Kopie der menschlichen Natur oder hatten die Seelen Olympia zu einem Lebewesen gemacht? Camilla konnte ihre Blicke kaum von der lebenden Puppe abwenden. Fasziniert sah sie zu, wie Olympia den kleinen Kristallkronleuchter über der Sitzgruppe herabließ und Kerzen entzündete. Winzige Regenbogen huschten über ihr weißes Gewand und die Wände, als sich die Gemmen beim Hinaufziehen bewegten. Camilla betrachtete das Lichtspiel. Schließlich sah sie zu Chris, der überhaupt nicht in das Bild des Raumes passte. Er beobachtete sie anscheinend schon seit einer Weile.

»Setzt euch bitte.« Olympia wies auf die Sessel.

Camilla folgte der Aufforderung. Neugier erwachte, schon immer hatte sie wissen wollen, wie tief man in solchen Kissen versank. Ein wenig enttäuscht stellte sie fest, dass sich ein Polsterer dieser Möbelstücke angenommen hatte. Die Federung funktionierte nicht nur gut, sondern war wesentlich fester als jene in Chris' Sofa. Dennoch war es interessant, sich zu fühlen wie ein Fräulein von damals. Allerdings passten Chris' Kleider, die er ihr ausgeliehen hatte, die rot-schwarz gestreifte Hose und der weite Wollpulli, nicht hierher. Sie beobachtete aus dem Augenwinkel, wie vorsichtig sich Chris setzte. Er legte sogar den Ketten Gürtel ab, um den Seidenstoff nicht zu beschädigen.

Olympia verfolgte jede seiner unsicheren, kleinen Bewegungen mit strengem Blick. Die Art, wie sie ihn ansah, verriet, dass Chris ihr wohl schon einmal Möbel kaputt gemacht hatte. Sie musste lächeln.

»Möchtet ihr etwas trinken?«

Camilla hatte zwar immer noch Durst, aber zugleich brannte sie darauf, alles über Theresa und den Sandmann zu erfahren. Deshalb schüttelte sie den Kopf.

»Wenn du Wasser für uns hast?«, fragte Chris.

Olympia nickte und verließ den Raum.

»Musste das sein?« Camilla schluckte Enttäuschung.
»Ich will immer noch alles wissen.«

»Wenn sie einmal redet, willst du sicher keine Unterbrechungen haben, wenn du es vor Durst nicht mehr aushältst, oder?«

Dem konnte sie kaum widersprechen. »Schon wahr.«

Chris lächelte sie an, während er sich mit den Ellenbogen auf die polierte Holzplatte stützte. Der Tisch kippte ihm entgegen. Sofort setzte er sich gerade hin. Anscheinend fürchtete er Olympias Zorn.

Camilla verzog strafend die Lippen, lachte dann aber.
»Spinner!«

Er wollte etwas sagen, grinste aber nur.

Olympia kam zurück, stellte eine Kristallkaraffe von einem Tablett auf die Spitzendecke und verteilte drei dazu passende Gläser. Nachdem sie eingeschenkt hatte, setzte sie sich. Ohne dass Camilla etwas sagen musste, wandte sich Olympia an sie.

»Du hast von Chris erfahren, dass ich die Seele deiner Freundin in mir trage«, vermutete sie mit einem kurzen Seitenblick zu ihm.

»Du bist nicht Theresa, und doch habe ich das Gefühl, als wäre etwas von ihr in dir.« Anders konnte sie ihre Eindrücke nicht in Worte fassen. Schmerz brannte in ihrer Kehle. Sie wollte das alles noch immer nicht glauben.

Olympia nickte. »Du hast es genau beschrieben«, sagte sie. »Therasas Seele ist nicht so präsent, dass sie meinen Körper übernimmt. Dazu ist mein Bewusstsein zu stark, Camilla. Aber sie ist da. Ihre Erinnerungen sind nun ein Teil der meinen.«

Ihr entging nicht, dass Olympia ihren Namen nannte, ohne dass sie sich ihr vorgestellt hatte.

»Du meinst, du greifst auf Therasas Wissen zu«, mutmaßte Camilla, um besser zu verstehen.

»Ja. Deswegen ist auch dieses liebevolle Gefühl für dich in mir«, bestätigte Olympia.

Camilla lächelte verlegen. »Freunde seit unserer Kleinkinderzeit«, sagte sie leise.

Olympia nickte. »Und mehr noch. Verschwörer gegen alle anderen und Vertraute bis in den Tod.«

Diese Worte, auch wenn Olympia sie sagte, stachen wie Dolche in Camillas Herz. Eine warme, schwere Hand schob sich unter ihre Locken in den Nacken. Chris' Berührung war zärtlich.

Dankbar sah sie zu ihm. Sein Blick verriet, dass er sich um sie sorgte, aber zugleich auch außerhalb des Gespräches zwischen Olympia und ihr stand.

»Wie konnte das mit Theresa geschehen?«

Olympia zögerte.

»Ich hatte dir ja gesagt, dass sie entführt wurde«, begann Chris.

Camilla nickte. »Grimm, richtig?«

»Ja«, führte Olympia Chris' Worte fort. »Er fing Theresa ab, als sie aus der Klinik floh.«

»Also ist sie tatsächlich weggelaufen?« Enttäuschung schwang in ihrer Stimme mit und fachte Wut an.

Olympia nickte. »Sie hatte solch große Angst, dass sie dich sogar zurückgelassen hat.«

»Angst?« Camilla spie das Wort fast aus. »Und ich? Glaubte sie denn, dass ich nicht auch Angst hatte? Grimm hat mich bei der Vernehmung mit seinen unheimlichen Kräften fast umgebracht!« Tränen schossen in ihre Augen. Wie konnte Theresa so selbstsüchtig sein?

Chris erhob sich und ging neben ihr in die Hocke. Sie wich seinen Blicken aus. Mit sanfter Gewalt zog er sie zu

sich. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihn anzusehen. Seine großen Augen drückten Mitgefühl und Wärme aus. Zärtlich nahm er ihre Hände in seine. In der kurzen Zeit hatte sich zwischen ihnen ein Band entwickelt, das bereits jetzt stärker wirkte als die Freundschaft zu Theresa. Wie konnte das nur sein?

»Sie hat mitbekommen, was in dir vor sich ging. Bis zu diesem Moment war sie sich sicher, dass du niemals Angst empfinden würdest. Für sie warst du immer der Schutz, die Stärkere, an der sie sich festklammern konnte«, erklärte Olympia.

Camilla schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht stark.«

Chris und Olympia lachten fast gleichzeitig auf. Camilla wusste nicht, wessen Blick sie erwidern sollte, flüchtete sich dann zu Chris.

»Du bist über zwölf Stunden durch die Labyrinth geirrt und mehrfach dem Sandmann und seinem Handlanger entkommen. Du hast die Leiche gefunden und bist Amadeos Stimme gefolgt.«

»Das nennt sich Überlebensinstinkt«, gab sie bissig zurück.

»Oder schlicht innere Stärke«, fügte Chris sanft hinzu.

Wieder nahm er ihr den Wind aus den Segeln. Irgendwie beantwortete er immer nur Kommentare und rhetorische Fragen, aber damit fing er sie auf, wenn sie an sich zweifelte.

»Das ist richtig.« Olympia griff nach ihrem Glas. »Theresa ist Grimm in die Arme gelaufen. Aber sie ist nicht geflohen, wie du, obwohl sie sich gegen seine Beeinflussung wehren konnte. Sie hat alles mit sich machen lassen. Theresa bekam viel zu spät mit, dass sie ihre Chancen verpasst hat. Erst als der Sandmann ihr bei lebendigem Leib Herz und Augen herausgeschnitten hat ...«

Camilla zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

Herz und Augen!, hallte es in ihrem Kopf nach. Wie bei der Leiche in dem unfertigen U-Bahnhof.

»Wo hat er Theresa getötet?«

»Nahe seines Labors«, antwortete Olympia.

»Wo ist das?« Camilla kannte die Antwort bereits.

»In der Nähe des Waisentunnels.«

Offenbar war ihr deutlich anzusehen, dass ihr diese Information wenig weiterhalf, denn Olympia fügte hinzu: »Das ist ein blinder Tunnel zwischen der Museumsinsel und dem Alexanderplatz.«

»Was ist ein blinder Tunnel?« Camilla kam sich ziemlich dumm vor. Unwissend.

»Ein alter Bahntunnel, der gebaut, aber nicht genutzt wurde«, sagte Chris. »Der Waisentunnel ist Teil einer Bahnanlage, die im ersten Weltkrieg nicht beendet wurde und im zweiten in Abschnitten zu einem Luftschutzbunker umgebaut wurde.«

»Ist ein Bahnhof dabei?«

»Ja, in der Nähe der Spreeunterfahung«, bestätigte Chris.

Camilla schauderte. Sie erinnerte sich an das tropfende Wasser und das feine Rinnsal auf dem Boden. Sie biss die Zähne aufeinander. Wie nah musste sie dem Tod gekommen sein, als sie sich dort aufhielt? Unter dem warmen Stoff des Pullis stellten sich die Härchen an ihren Unterarmen auf. Sie begann zu frieren. Chris berührte mit den Fingerspitzen ihre Wange.

»Du warst da?«, fragte er leise.

Camilla nickte. Reden konnte sie nicht.

»Sie muss Therasas Leichnam gefunden haben«, bemerkte Olympia nachdenklich. Die Mimik der Puppe war lebendig und menschlich. Sie hatte ihre Lippen fest aufeinandergepresst, bis sie nur noch fahle Striche in ihrem blassen Gesicht darstellten. Ihr Blick richtete sich an Camilla und Chris vorbei in die Unendlichkeit.

Camilla schottete sich innerlich ab. Das konnte nicht sein. Die Frau, deren leere Augenhöhlen sie in der Dunkelheit angestarrt hatten, konnte niemals ihre Freundin sein. Sie hätte sie doch erkennen müssen. Sie hätte in dem blutigen Gesicht und trotz der grauenhaften Verstümmelungen ihres Oberkörpers das Mädchen sehen müssen, mit dem sie aufgewachsen war. Sie hätte ihre Freundin erkennen müssen. Ihre Gedanken verwoben sich zu einem wirren Knäuel. Schemenhaft Bilder geisterten vor ihrem inneren Auge. Camilla kniff die Lider zusammen, bis es schmerzte. Sie wollte die Erinnerungen nicht sehen. Sie schaffte das nicht, ohne zusammenzubrechen.

»Erzähl ihr, wie du an Therasas Augen gekommen bist.«

Scheinbar bekam Chris mit, dass sie alles hören wollte, aber nicht mehr imstande war, auch nur ein Wort hervorzubringen.

»Wie immer«, antwortete Olympia geistesabwesend.
»Ich habe ihm die Seele gestohlen.«

Ihr schwindelte. Die Augen waren Olympias Seele. Sie hatte die Augen eines ermordeten Mädchens genommen, um ...

»Warum?« Camillas Stimme brach an diesem einen Wort.

Olympia verschränkte die Arme vor der Brust und ließ sich nach hinten sinken. »Eine Seele altert und stirbt irgendwann, wenn sie die volle Spanne ihres Daseins ausgeschöpft hat«, sagte sie leise. »Meine Seele war alt und schwach. Sie teilte sich mit mir diesen Körper fast siebzig Jahre. Sie war dabei, mich zu verlassen.«

Camilla beobachtete sie lange Zeit, bevor sie ihre Worte wiederfand. »Du bist ohne Seele tot, nur eine leblose Puppe?«

Eine Weile sahen sie sich an, dann wandte sich Olympia ab und schüttelte den Kopf. »Ich lebe so lange, wie der Uhrwerkmechanismus in mir funktioniert.«

»Du wirst aufgezogen?« Camilla blieb der Mund offen stehen.

»Nicht mehr«, murmelte Olympia. »Ich bin von Amadeo und einigen anderen über die letzten zweihundert Jahre hinweg verändert und umgebaut worden. Wenn ich mich bewege, laufe ich nicht mehr Gefahr, auszugehen.«

Die Vorstellung eines Uhrwerks von modernen Armbanduhren erwachte, die sich durch das Tragen selbst aufzogen, war lächerlich, aber vermutlich traf sie genau zu.

»Deine Persönlichkeit«, sagte Camilla, »ist zu stark, um einer anderen Seele vollen Platz zu bieten. Das ist für mich, als hättest du eine Seele, unabhängig von den gestohlenen, die du nutzt.«

»Das ist richtig. Aber ich kann meine Persönlichkeit nicht lange aufrechterhalten. Sie vergeht, wenn ihr Träger fehlt, die Seele und die Augen. Der Lebensfunke muss von einem Menschen sein, kein Teil einer Maschine.«

Vielleicht glaubte Olympia an diese Erklärung, aber Camilla zweifelte daran. Sie spürte ein bisschen von Theresas Gegenwart, nahm aber viel mehr die starke, zweihundert Jahre alte Frau wahr, die auf der anderen Seite des Tisches saß.

»Das ist nicht richtig, Olympia«, murmelte sie nachdenklich. »Du hast eine Seele, die sich nicht über die Augen anderer Frauen definiert.«

»Ja. Aber ich kann es nicht riskieren, ausgeschaltet zu werden«, sagte sie bestimmt.

Camilla ballte die Hände zu Fäusten. Die Worte verdeutlichten, dass das nicht Theresas Denkweise entsprach. Diese Frau verhielt sich berechnend. Kein Wunder, sie wollte nicht riskieren, zu sterben. Wahrscheinlich wäre Olympia sogar fähig, zu töten. »Was macht dich zu etwas so Außergewöhnlichem, dass du über Leben und Tod eines anderen Wesens entscheidest und dich seiner Seele bemächtigst?« Camilla hielt es nicht länger in dem Sessel.

Als Olympia die Lider hob und sich ihre Blicke begegneten, taten Camilla die Worte jedoch fast leid.

»Ich bin nur eine von vielen Puppen, war aber die Erstgeschaffene. Er hat nach mir noch viele andere gebaut, in der Hoffnung, dass sie ihm dienen und ihn lieben. Aber sobald er ihnen Seelen gab, begannen sie, ihn zu fürchten und versuchten, zu fliehen. Viele konnte ich retten und in die Freiheit führen. Sie kamen hier unter, bei Amadeo. Ich blieb, um ihm irgendwann das Handwerk zu legen. Aber es missglückte. Was danach folgte, war eine ausnahmslose Katastrophe. Wenige konnte ich beschützen. Für sie bin ich so etwas wie ihre Anführerin, die sie nie allein lässt.«

»Was weiter?« Camilla blieb demonstrativ vor Olympia stehen und visierte ihr Gesicht.

Olympia fuhr sich über die Augen. »Damals waren wir auf der Flucht, auf dem Weg hierher, als meine erste Seele starb. In mir blieb alles stehen.« Sie sprach langsam, regelrecht geduldig. »Ich war nichts als eine Puppe ohne Bewusstsein, die ihnen nicht helfen konnte, als der Sandmann uns fand und sie zerstörte. Mich nahm er mit und hielt mich gefangen, gab mir eine schwache, devote Seele. Aber Schwäche kann zu grausamer Stärke werden. Nach langer Zeit endlich war ich in der Lage, mich zu wehren und gegen ihn zu kämpfen. Ich sorgte für eine Revolte und tötete seine Diener. Danach floh ich mit wenigen, die auch heute noch um mich sind.«

Camilla begriff. »Du bist ihre Beschützerin.«

Olympia nickte. »Der Kampf hatte mich geschwächt und meine Seele starb. Amadeo gab mir neue Augen. Er stahl sie für mich vom Sandmann und baute sie mir ein. Danach achtete ich sehr genau auf die Anzeichen des Alters.«

»Das ist ein grausamer Teufelskreis.« Camilla räusperte sich, um die Heiserkeit hinunterzuschlucken. Sie griff nach der Wasserkaraffe.

»Da ist weitaus mehr«, sagte Chris, der sich erhob und sich streckte.

Camilla leerte das Glas in einem Zug. »Was meinst du damit?«

»Er ist davon abgekommen, Maschinen zu bauen, um ihnen Leben zu geben.« Sein Blick streifte Olympia. »Er baut sich eine lebende Puppe aus den Leichenteilen von Frauen und Mädchen, die er durch Grimm als schön genug empfindet.«

Camilla konnte nicht genau sagen, welche Gedanken ihr in der Sekunde durch den Kopf gingen, als Chris die Worte ausgesprochen hatte, aber sie erklärten zumindest, warum der Toten das Herz fehlte. Noch immer konnte sie das Bild nicht mit Theresa in Übereinstimmung bringen, obwohl ihr klar war, dass sie das irgendwann tun musste. Für einen Moment war sie froh, dass es nicht sie getroffen hatte. Vielleicht war sie nicht schön genug. Andererseits entsetzte es sie, dass Theresa dafür ihr Leben gegeben hatte. Erst nach Sekunden wurde ihr bewusst, dass der Sandmann nur Augen und Herz genommen hatte. Sie hatte Theresa immer als außergewöhnlich hübsch empfunden. Mühsam versuchte sie, sich das Gesicht ihrer Freundin in Erinnerung zu rufen. Es gelang nicht. Je länger sie nachdachte, desto eher grenzte sich alles auf Therasas schöne Augen ein.

»Warum hat er Theresa gewählt?«

»Weil sie schwach war und er eine devote Natur brauchte«, antwortete Olympia. »Christoph sagte vorhin, dass du stärker bist als Theresa. Das stimmt. Momentan wagt sie sich kaum heraus, weil sie dich vielleicht sogar ein wenig fürchtet.«

»Mich?« Camilla lachte auf, doch der Ton klang bitter. »Kaum. Ich wäre froh, wenn sie noch bei mir wäre.«

Olympia erhob sich und schritt im Raum auf und ab.

»Lass uns gehen«, sagte Chris.

»Aber ...« Camilla beobachtete Olympia, die sich immer noch unruhig wie ein Tiger im Käfig verhielt. Plötzlich verstand sie. Theresa schämte sich. Um der jungen Seele die Möglichkeit zu geben, sich mitzuteilen, zog sich Olympias starke Natur freiwillig zurück. Aber Theresa wollte nicht.

Camilla biss die Zähne aufeinander. Ihr lagen Worte auf der Zunge, die sie in der angespannten Stimmung besser nicht aussprach.

»Vielen Dank für deine ehrlichen Worte, Olympia«, sagte sie gepresst. Eine Antwort erhielt sie nicht.

Still verließ sie an Chris' Seite das schöne, alte Haus.

Sie schritt weit aus, beeilte sich, zu Chris' einfacher Behausung zurückzukommen. Sie wollte alles um sich vergessen. Ihre beste Freundin war feige! Sie ballte die Fäuste in ihrer Wut und trat Steinchen aus dem Weg.

Irgendwann riss er sie unsanft zurück.

»Was?« Als sie ihm in die Augen sah, wünschte sie sich, den Tonfall mildern zu können.

Er sah sie nur still an.

»Entschuldige«, murmelte sie. »Ich bin völlig überspannt.«

Langsam nickte er, während er seinen Tabakbeutel hervorzog und sich eine Zigarette zurechtmachte, die alles andere als gut gerollt aussah. Bis er sie in den Mundwinkel gesteckt und angezündet hatte, ging es auch Camilla wieder etwas besser. Seine ruhige Art zeigte eine beeindruckend starke Wirkung auf sie. »Du bist süchtig, oder?« Und krank, fügte sie in Gedanken hinzu, wagte aber nicht, ihn darauf anzusprechen.

»Seit ich neun bin.« Er grinste breit.

»Extrem süchtig«, revidierte Camilla. »Weißt du eigentlich, wie ekelhaft es ist, wenn der Rauch nicht richtig abziehen kann?«

Er hob die Schultern. »Mag sein. Ich bekomme es nicht mit.«

»Spinner.« Sie lächelte.

Er nickte und zog an der Zigarette. Wie schnell sich die rote Glut durch das billige Papier fraß, und wie wenig Nahrung sie in dem wenigen Tabak fand. Das Rasseln in seinen Lungen nahm zu. Es klang beängstigend. Zigaretten und mangelnde Frischluft, vermutete sie. Früher oder später würde ihn dieses Leben umbringen.

»Was bist du eigentlich hier in Ancienne Cologne?«, fragte sie.

Chris blies den Rauch in die Luft und nahm einen zweiten tiefen Zug, bevor er die Zigarette von sich schnippte.

»Wie kommst du auf den Gedanken, dass ich überhaupt etwas Besonderes bin?«

»Amadeo hat deinen Namen gerufen, bevor bei mir die Lichter ausgingen.«

»Oh, richtig«, murmelte er.

Camilla gab ihm einen Rippenstoß. »Sag schon! Du musst eine besondere Person sein, wenn der Chef und die Rebellenführerin volles Vertrauen in dich haben.«

Chris' Braue zuckte hoch. »Chef und Rebellenführerin«, wiederholte er grinsend. »Das würde keinem der beiden gefallen.«

Camilla rollte mit den Augen. »Schon wieder! Du hast eine Art, nicht auf meine Fragen zu antworten, die echt nervt.«

Chris' Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Grinsen. »Wirklich?«

Camilla seufzte. »Wenn du mir nichts sagen willst, auch gut.« Sie setzte dazu an, weiterzugehen, doch er schlang seinen Arm um ihre Taille und hielt sie auf.

»Dickkopf«, sagte er nah an ihrem Ohr.

Sie wand sich in seinem Griff, ohne wirkliche Ambitionen zu verspüren, fortzukommen. Sie wollte ihn auf ihre

Weise herausfordern und er ging darauf ein. Langsam ließ ihre Gegenwehr nach. Sie gestattete, dass er sie zu sich herumzog.

»Du bist stur, willst alles immer gleich wissen und wunderst dich, wenn es dir nicht gefällt. Muss ich dir eigentlich immer alles auf die brutalst mögliche Art sagen, oder gestattest du mir auch ein wenig Zeit, damit ich es weniger schroff rüberbringen kann?«

Sein Tadel verletzte sie. Sie atmete tief durch und nickte schließlich. Seine Wärme drang durch den Stoff beider Pullis. Camilla schloss die Augen und lehnte sich an seine Brust. Von ihm ging so viel Frieden aus. Diese Nähe ließ sie für einen Moment vergessen, was sie gehört und gesehen hatte. Sie spürte lediglich seinen Körper und die Freundschaft, die er ihr aus irgendeinem Grund bereitwillig schenkte. Während sie ebenfalls die Arme um ihn legte, realisierte sie, dass er ihr Ruhepol war.

Kapitel 6

Das Gerichtsbuch

e amilla hatte selten so tief und entspannt geschlafen. Das Bewusstsein, nicht allein zu sein, gewährte ihr Frieden.

Chris lag dicht neben ihr. Im Schlaf hatte er seinen Arm um sie geschlungen und den Kopf an ihre Schulter geschmiegt. Seine Bartstoppel rieben durch den Pulli, aber sein ruhiger, gleichmäßiger Atem sorgte dafür, dass Camilla noch einmal die Augen schloss und in einen angenehmen Dämmerzustand fiel.

Erst als Chris hochschreckte, zwang sie sich, die Lider zu heben.

Sie musste lächeln, als er sich die Augen rieb und sie anblinzelte. Das Bild einer Schildkröte, die unter ihrem Panzer hervorspähte, schlich sich in ihren Kopf. Er wirkte nicht besonders ausgeschlafen, denn seine Lider schlossen sich ganz langsam wieder, während er sich unter der Decke ausstreckte.

»Guten Morgen.«

Erneut blinzelte er, als hätte er in grelles Licht geblickt. »Wach?«, fragte er undeutlich.

Camilla nickte. »Du scheinbar noch nicht.«

»Nicht wirklich«, murmelte er, während ihm die Augen wieder zufielen.

Camilla gab ihm einen Rippenstoß. »Aufstehen, frühstücken?«

»Weißt ja, wo die Küche ist ...«

Sein Arm lag noch immer über ihrer Taille.

»Klar, Faultier!« Sie rollte sich so, dass sie ihn weg-schieben konnte. Plötzlich wurde ihr bewusst, wie eng das Sofa selbst in auseinandergelapptem Zustand war. Aber

die Erkenntnis kam einen Moment zu spät. Chris' Augen weiteten sich entsetzt, als er über den Rand kippte und die Decke mit sich riss. Mit einem lauten Plumpsen schlug er auf dem Boden auf. Camilla setzte sich auf. Er lag auf dem Rücken, Arme und Beine von sich gestreckt.

»Glückwunsch, du hast mich erlegt.« Er grinste.

Camilla betrachtete ihn von Kopf bis Fuß. Er trug noch immer seine giftgrünen Hosen und die dicken Socken, war aber sonst unbekleidet. Sein Oberkörper war muskulös, sein Becken schmal und die Beine ziemlich lang.

Seine Nähe elektrisierte ihren Körper. Eine Spannung baute sich zwischen ihnen auf, die sie beide forcierten und genossen. Die Vertraulichkeiten, die Chris ihr entgegenbrachte, hätte sie bei keinem anderen zugelassen.

Sie hielt ihm die Hand entgegen. »Dann komm erst mal wieder auf das Bett, mein Opfer.«

Chris ergriff ihre Finger. Dann setzte er sich plötzlich kerzengerade auf und lauschte.

Sie tat es ihm gleich, hörte aber nichts Besonderes. Draußen redeten einige Leute miteinander, aber sie zog keine besonderen Inhalte aus den Worten.

»Was hast du?«

Etwas hatte sich in seiner Mimik geändert. Eine Mischung aus Wachsamkeit und Anspannung hatte ihn ergriffen.

»Amadeo will uns sehen.«

Camilla ging neben Chris durch die Gassen, die sich zwischen den versunkenen Häusern gebildet hatten. An einigen Wänden hingen Laternen, die den Weg ausleuchteten. Hinter den Fenstern brannte Licht. Sie sah geschäftig hin und her huschende Schatten jenseits der Gardinen. Auf der Straße begegnete sie zum ersten Mal weiteren Menschen. Sie unterschieden sich nur gering von den Personen an der Oberfläche, eines hatten sie jedoch alle gemein: Sie waren

blass. Ihre Haare wirkten farbloser und ihre Augen waren ähnlich groß und dunkel wie Chris'. Zum ersten Mal fiel Camilla auf, dass sie bei keinem die Augenfarbe bestimmen konnte. Selbst wenn sie ihr so nah kamen, dass Camilla sie berühren konnte, war es völlig unmöglich in dem schlechten Licht.

Was sie irritierte, war die Art der Kleidung. Einige bevorzugten archaische Hosen und Gehröcke, andere passten sich der modernen Welt oben an.

Ausnahmslos begegneten sie Chris herzlich, fast ehrerbietig, und Camilla gegenüber freundlich oder unbesorgt. Diese Leute trauten keinem etwas Böses zu, der es bis in das Herz der Stadt geschafft hatte. Eine entsprechende Frage verkniff sie sich dennoch. Sie beschloss, mehr zu beobachten und darauf zu warten, dass Chris von sich aus das Bedürfnis bekam, sich ihr mitzuteilen.

Nachdem sie eine breite Straße hinter sich gelassen hatten und in eine Gasse mit einfachen, aber hohen Wohnhäusern aus Bruchsteinen einbogen, blieb Chris stehen. In seinem Mundwinkel hing die obligatorische Zigarette, die er noch nicht angezündet hatte.

»Wo sind deine Fragen?«

»Nach deiner Ansprache gestern Nacht warte ich lieber auf deine Antworten«, konterte Camilla.

»Ach nee«, rief er mit gekünstelter Überraschung, grinste dann aber. »Die Kleine ist lernfähig.«

Camilla versetzte ihm einen Tritt gegen das Schienbein. »Spinner!«

»Frag schon.«

Sie wurde ernst. So viele Fragen brannten noch auf ihrer Seele und ständig kamen neue hinzu.

»Was machen die Menschen hier den ganzen Tag?« Sie deutete zu einem Mädchen von vielleicht zehn Jahren, das ihnen entgegenkam. Es trug einen Korb mit Wäsche unter dem Arm, allerdings bewegte sie sich, als hätte sie

einen eng gesteckten Zeitplan. Als sie Chris und Camilla passierte, grüßte sie freundlich.

»Hallo Annett«, erwiderte Chris.

Camilla sah hinter ihr her. »Was macht sie?«

»Annett ist die Tochter eines Schneiders. Sie trägt die reparierten und neuen Sachen zu den Kunden.«

»Ihr habt hier unten Arbeit?« Sie biss sich auf die Lippe. Die Frage war alles andere als intelligent. Natürlich musste es hier Dienstleistungen geben.

»Wie ich sehe, ist dir klar, dass es nicht ohne Arbeit geht.«

»Alle Arten handwerklicher Berufe«, mutmaßte sie.

Er nickte. »Wir können bei einem Problem nicht den Servicetechniker anrufen. Der Schreiner muss vor Ort sein, genau wie der Maurer, der Küfer oder der Schneider. Nur werden die meisten Sachen hier außerhalb der eigentlichen Stadt hergestellt.«

»Das ist wie in einem mittelalterlichen Dorf.«

»Nicht ganz. Vieles können wir nicht herstellen, weil wir weit unter der Erde leben und keine Essen oder Hochöfen in großem Stil betreiben können. Wir machen alles in bestimmtem Rahmen eigenständig, erreichen aber schnell unsere Grenzen. Dafür haben wir oben Freunde, die uns versorgen.«

»Wie Melanie Wallraf.«

»Ja.«

»Woher bekommt ihr Wasser?«

»Wir zapfen Rohrleitungen an und haben unterirdische Brunnen.«

»Wie kommt ihr an Brennstoffe?«

Chris hob die Brauen. »Du interessierst dich ziemlich für das System hier unten, oder?«

Camilla nickte. »Es ist faszinierend.«

Er legte seinen Arm um ihre Schultern und ging langsam mit ihr weiter. »Wir benutzen das Holz, was da ist,

Kohle von oben und Butangasbrenner.« Seine Zigarette wippte im Mundwinkel. Scheinbar hegte er kein Bedürfnis, sie zu entzünden.

Eine Frage beschäftigte Camilla besonders. Sie hatte mitbekommen, dass Amadeo Gedanken lesen konnte und Macht über den Geist anderer Personen hatte, aber reichte es auch aus, mit all seinen Kontaktpersonen zu kommunizieren?

»Wie verständigt ihr euch mit den Menschen oben?«

»Auf diese Frage habe ich gewartet.« Chris lachte.

»Ach!« Camilla wusste nicht, was so außergewöhnlich an ihrer Frage sein sollte.

»Es gab in Berlin bis in die siebziger Jahre ein Rohrpostsystem, das heute nicht mehr genutzt wird. Es ist unsere Verbindung an die Oberfläche. Telefone und Handys besitzen nicht die Leistung, bis hier hinunter zu senden.«

»Rohrpost? Ernsthaft?«

Er nickte. »Hundertzehn Jahre wurde das System genutzt.« In seiner Stimme schwang Stolz mit.

Sie beobachtete ihn. Sein Herz schlug offensichtlich für die Technik dieser Stadt, und Camilla konnte ihn verstehen.

Die Gasse öffnete sich auf einen großen, freien Platz. Viele Menschen gingen hier ihrem Tagewerk nach, allem Anschein nach handelte es sich um eine Art Handwerkermarkt. Schuster und Drechsler teilten sich ein Haus, während Camilla aus einem Ladenlokal der Duft von frischem Brot und Brötchen in die Nase wehte. Unwillkürlich begann ihr Magen zu knurren. Sie hatten beide noch nichts gegessen.

»Ob Amadeo etwas dagegen hat, wenn wir ihm Frühstück mitbringen?«

Das Gebäude, in dem Amadeo lebte, wirkte ähnlich verwinkelt und schäbig wie Chris' Behausung. Camilla re-

gistrierte einige entscheidende Unterschiede. Bei Chris herrschte beständig geordnetes Chaos, in dem es sich leben ließ. Hier fand sie spartanische Leere vor. Der Ort, unübersichtlich und düster.

Nachdem sie den niedrigen Eingang durchschritten und ausgetretene, schmale Stufen bis unter das Dach erklimmen hatten, erreichten sie einen engen, endlos langen Flur. Die nackten Steinwände erinnerten an ihre Flucht. In den Fugen hatten sich Staub und Schimmel abgesetzt. Chris ging langsam voraus. Der Boden aus verbranntem Holz knackte bedenklich unter seinem Gewicht. Alle Schatten kamen ihr dichter und stofflicher vor. Unangenehmer Geruch nach Brand und Alkohol lag in der Luft. Das Atmen fiel ihr schwer.

Camilla blieb dicht hinter Chris. Der Ort war unheimlich, fast, als beträte sie ein finsternes Herz in einer freundlichen Hülle. Der Gedanke ließ sich nicht abschütteln. Hier stank es geradezu nach Alter und Tod.

Am Ende des Flures öffnete sich ein kleiner Raum. Amadeo saß in einem alten Ledersessel. In seiner Reglosigkeit erinnerte der Greis an einen Leichnam. Seine knochige Hand ruhte auf einem alten Lederfolianten, der auf einem Tisch lag. Einige wenige Kerzen brannten, trotzdem blieb das Zimmer dunkel, kalt und bedrohlich.

Amadeo schien mindestens zweihundert Jahre alt zu sein. Der Tod musste ihn vergessen haben.

Sie vermied es, ihn länger anzusehen. Ihr Blick irrte durch den Raum. Im flackernden Kerzenschein entdeckte sie fast verblichene Federskizzen an den Wänden. Langsam löste sie sich hinter Chris und trat näher. Sie spürte den Blick des alten Mannes, der ihr folgte, ohne dass er den Kopf bewegte.

»Sieh sie dir nur genau an, mein Kind.«

Ihr Nackenhaar sträubte sich, aber sie folgte seiner Aufforderung.

Im ersten Moment erkannte sie fast nichts, so flüchtig war die Strichführung. Einen Herzschlag später wich alles Blut aus ihrem Gesicht. Kälte kroch in ihre Knochen.

Die Linien ergaben das Bild eines unnatürlich schmalen Männergesichts, dessen lippenloser Mund unglaublich große Zähne entblößte. Die Nase neigte sich Richtung Kinn hinab und winzige, schwarze Augen starrten sie aus allen möglichen Perspektiven an. Sie erkannte ihn sofort. Zweimal schon hatte sie ihm gegenübergestanden – dem Sandmann.

»Du hast ihn wiedererkannt?«

Camilla fuhr herum und musterte Amadeo. Aus seiner Mimik ließ sich nichts herauslesen. Er saß noch immer reglos in seinem Stuhl, selbst seine Züge hatten sich nicht um ein Jota verändert. Irgendwie hatte er etwas von dem Sandmann an sich, überlegte sie. Vielleicht lag es an diesem unheimlichen, beengenden Haus. Hier erschien ihr alles böse. Als sie nicht antwortete, wiederholte Amadeo seine Worte. Er erhob weder die Stimme noch bewegte er die Lippen, trotzdem lag dieses Mal ein befehlender Unterton in seiner Frage.

»Ja.«

Grimm – gleichgültig, wie schrecklich der Sandmann auch aussehen mochte, Grimm bedeutete für sie noch immer eine größere Bedrohung.

Ihr Nackenhaar richtete sich auf. Bot Ancienne Cologne tatsächlich Sicherheit vor diesem Mann? Er hatte sie bis unter die Erde verfolgt. Sicher kannte er sich hier aus. Sie biss sich auf die Unterlippe. Wie passte der Polizist in diese Welt? Bevor sie die Frage in Worte fassen konnte, trat Chris, der dem alten Mann gegenüber stehen geblieben war, zu ihr. Er legte eine Hand auf ihre Schulter und betrachtete die Zeichnungen. Seine Haltung war gespannt. Wut flammte in seinen Augen, während er die Lippen aufeinanderpresste. Sie verlor den Gedanken.

»Was soll das, Amadeo?« Chris' Tonfall klang ungewohnt scharf. »Woher hast du diese Bilder?«

Anstatt zu antworten, drückte sich der alte Mann schwerfällig an den Armlehnen aus seinem Sessel hoch. Er erweckte den Anschein, als spielte er ein gut einstudiertes Stück. Einige Sekunden beobachtete Camilla, wie er sich quälte, aufzustehen. Seine Mimik verriet seine Anstrengung, er zitterte leicht. Vielleicht war es doch kein Schauspiel ...

Sie trat zu ihm. Obwohl ihr Schauer über den Rücken jagten, griff sie unter seinem Arm hindurch und stützte ihn, bis er aus eigener Kraft stehen konnte.

»Danke, Camilla.«

Sie nickte nur knapp und zog sich rasch zu Chris zurück, der Amadeo mit Blicken durchbohrte. Die Verbindung zwischen den beiden war weit weniger herzlich, als sie bisher angenommen hatte.

»Woher hast du diese Bilder?«, wiederholte Chris mit harter Stimme und wies auf die Illustrationen. »Was soll diese Show? Willst du Camilla zusätzlich Angst machen?«

Amadeo trat an Camillas Seite, ohne sie anzusehen. Hochmut lag in seiner Haltung. Eine Dunstwolke Übelkeit erregenden Geruchs wehte in ihre Nase. Sie musste den Kopf wenden und die Luft anhalten. Schließlich atmete sie wesentlich flacher weiter.

Er blieb vor den Zeichnungen stehen und betrachtete sie. »Sie sind aus dem Buch.« Ohne sich umzudrehen, deutete er auf den Folianten, der hinter ihm auf dem Tisch lag.

»Was ist das für ein Buch?«

Amadeo antwortete nicht. Obwohl er nur reglos da stand, hatte sich etwas in seinem Ausdruck verändert. Seine Züge erschlafften mit jedem Herzschlag, als saugte die Darstellung des Sandmanns Leben aus ihm heraus. Zurück blieb das leidenschaftliche Feuer in seinen Augen. Trotz seiner Schwäche wurde sie das Gefühl nicht los,

einem Wesen gegenüberzustehen, das dem Sandmann ebenbürtig war.

»Sie sagten, dass die Bilder aus dem Buch sind. Wer hat sie gezeichnet?«

»Ich«, antwortete Amadeo leise.

Die Worte verwirrten sie. Sie machte eine umfassende Handbewegung. »Wie hängt das alles zusammen?«

»Olympia hat sie mir heute früh gebracht.« Er ging nicht auf ihre Frage ein. »Sie sagte, dass ihr in der Nacht bei ihr wart.« Schärfe hatte sich in seine Stimme geschlichen. Schließlich riss er sich von den Illustrationen los und suchte ihren Blick. Seine fahlen Augen verengten sich.

Camilla zuckte zusammen. Im ersten Moment überfiel das Gefühl sie, bei etwas Verbotenem ertappt worden zu sein. Offenbar nahm er ihr übel, Chris und Olympia gefragt zu haben, anstatt ihn um Hilfe zu bitten. Gleichzeitig vermittelte ihr seine Haltung nur restriktive Informationen. Von Amadeo konnte sie keine Offenheit erwarten. In seinen Augen las sie verhaltenen Zorn, auch wenn er seinen breiten Mund zu einem Lächeln verzerrte. Las er wieder ihre Gedanken?

Chris' legte seinen Arm um ihre Taille und zog sie zu sich.

Amadeo ging langsam zu seinem Sessel zurück, ohne sich zu setzen. Stattdessen schlug er mit dem Knauf seines Stockes auf das Buch.

»Dieses Wissen brauchst du, um mehr zu verstehen!«

Camilla zuckte unter seinem heftigen Tonfall zusammen. »Aber ...«

Amadeo wandte ihr den Rücken zu und verließ den Raum ohne ein weiteres Wort.

Chris ließ sie los. Er machte Anstalten, hinter dem alten Mann herzulaufen.

»Lass«, sagte sie. »Er ist sicher wütend, weil du mich zu Olympia geführt hast.«

»Warum?« Chris fuhr verärgert herum. »Weshalb zi-
tiert er uns überhaupt hierher? Wollte er dich erschrecken
und mir ein schlechtes Gewissen einreden?« Er versetzte
Amadeos Sessel einen Tritt. »Ist der alte Zausel noch ganz
bei Trost?«

Sie ergriff seinen Arm und zog ihn zu sich. »Er kann
dich hören.« Obwohl Amadeo unheimlich war, wusste sie,
dass sie ihm Respekt zollen musste. Seiner Aura konnte
sie sich einfach nicht entziehen, umso mehr missfiel es ihr,
dass Chris ihn offen angriff.

»Soll er! Ich habe keine Angst vor ihm!« Chris starrte
hinter dem Alten her, der langsam den Flur zur Treppe
hinunterging. Amadeo drehte sich nicht um.

Sie biss auf ihrem Piercing herum. Schließlich wandte
sie sich erneut den Zeichnungen zu. »Er hat sicher seine
Gründe, weshalb er mir den Sandmann so klar zeigt.«

Chris' Stiefel kratzten auf den dreckigen Dielen, als er
sich zu ihr umdrehte. »Wahrscheinlich. Amadeo weiß viel.
Er ist uralt.«

»Das habe ich gemerkt.« Sie nahm eine besonders de-
taillierte Zeichnung von der Wand. Vorsichtig hielt sie das
Bild näher an eine der Kerzen.

»Wie alt denn eigentlich?« Sie strich mit den Finger-
spitzen über das brüchige Papier, bis sie bei einem unle-
serlichen Signum ankam, das versteckt zum Teil der Illus-
tration geworden war. Einzig die Jahreszahl ließ sich noch
erkennen: 1817.

Chris' Schatten fiel über das Blatt. Er nickte, als sie auf
das Datum deutete. »Damals war er einundvierzig.«

In ihrem Kopf breitete sich eine bleierne Leere aus.
Konnte man sich auf eine solche Antwort vorbereiten?
Selbst nach all den bizarren Erlebnissen fühlte sie sich, als
hätte man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen. Sie
ließ das Blatt auf den Tisch sinken und atmete tief durch,
versuchte, einen klareren Kopf zu bekommen.

Chris nahm sie vorsichtig an den Schultern. »Geht es?«

Camilla nickte. »Was ist Amadeo?«

»Das weiß keiner von uns.« Chris wirkte bedrückt.
»Aber vielleicht kann dir auch da Olympia ein paar Antworten geben.«

»Das bekommt er doch mit. Wird er dann nicht wieder zornig?«

Chris zuckte mit den Schultern. »Soll er. Er schweigt sich über seine Person aus.«

Camilla deutete zu dem Buch. »Meinst du, darin finden wir Antworten?«

»Das hat er uns ja nahe gelegt.« Sarkasmus schwang in seiner Stimme mit.

Sie drehte sich zur Wand und nahm die restlichen Zeichnungen ab. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, als sie alle Bilder neben die Kerzen gelegt hatte. Lange Zeit betrachtete sie das Gesicht des Sandmanns. Sie spürte, wie Chris neben ihr nervös wurde.

»Gibt es hier eigentlich auch Räume, die angenehmer sind als dieses Audienzzimmer?«

Chris nickte. Er nahm das Buch und machte eine Kopfbewegung nach unten. »Komm mit.«

Als nennenswert angenehmer wollte Camilla die darunter liegende Etage auch nicht bezeichnen. Ein langer, schmaler Flur führte an einem winzigen Schlafraum vorbei in eine Küche. Die ummauerte Feuerstelle sah aus, als wäre sie seit vielen Jahren nicht mehr genutzt worden. Auch der Spülstein verbarg sich unter einer dichten Staubschicht. Spinnen woben ihre Netze in den Ecken.

Auf offenen Holzregalen standen Krüge und Becher, auf anderen Teller und Tassen. Die Zeit hatte sie eingeholt. Camilla erkannte kaum Muster oder Farben. Das Bild erinnerte an Mittelaltermärkte, Museumsdörfer und alte Burgen.

Chris ließ sich mit ihr an einem grob zusammengezimmerten Tisch auf einer Holzbank nieder. Er legte das Buch ab. Unwillkürlich rückte sie näher an Chris heran, ihr kam es vor, als wäre es hier unten bedeutend kälter als oben unter dem Dach.

»Frierst du?«

Sie nickte und drängte sich enger an seine Seite. Chris schlang einen Arm um ihre Schultern. Sie sog seinen herben Duft ein, als böte er einen Rettungsanker. Seine Finger strichen über ihren Nacken. Nach einer Weile umfing er ihre Taille. Jede Stelle, die er berührte, elektrisierte. Ein erregendes Gefühl rann durch ihren Leib. Sie spürte, wie sie von innen heraus zu glühen begann. Langsam hob sie den Blick. Der Ausdruck seiner Augen war offenkundig sehnüchtig. Camillas Herz schlug schneller, als Chris' Hand zu ihrer Hüfte glitt und sich behutsam unter den Saum des Pullovers schob. Raue Fingerspitzen tasteten über den Hosensbund zu ihrem Bauch. Ihr Mund war trocken. Behutsam strich sie über seinen Arm und drückte ihn enger an sich. Langsam neigte er sich zu ihr. Seine Lippen öffneten sich. Sie schloss die Lider.

Jemand räusperte sich. Camilla fuhr zusammen. Sie fühlte sich ertappt, obwohl sie nicht wusste, wer sie erschreckt hatte. Chris hatte sich von ihr gelöst und atmete tief durch. Unter der Türe stand Olympia.

Camilla wünschte sich in dieser Sekunde, der Puppe die Augen herausreißen zu können und sie anschließend öffentlich hinrichten zu lassen.

Oh, oh, reagierte sie nicht gerade ein wenig zu heftig? Camilla zwang sich, die Achterbahnfahrt ihrer Gefühle abrupt zu bremsen. Ähm ... sie hatte sich nicht wirklich ... verliebt, oder? Ihre Enttäuschung rauschte von dannen.

Sie fing sich einen amüsierten Blick ein, als die Puppe eintrat. Olympia stellte einen Korb auf dem Tisch ab und packte ihn in aller Seelenruhe aus.

»Amadeo schickt mich.« Sie stellte Schüsseln auf und legte duftende Brotstücke darauf ab.

Camilla starrte sie an. Das war nicht Olympias Stimme. Das metallene Klirren fehlte. Sie klang anders, heller und jünger. Auch ihre Bewegungen wirkten flüssiger. Sie musterte die Frau genauer. Ihre Augen sahen aus, als wären sie von gleicher Farbe, nicht wie die Olympias. Das Haar trug sie zu langen Zöpfen geflochten. Sogar Art und Farben der Kleidung differierten. Die vermeintliche Olympia trug ein kurzes, grellbuntes Kleid und darunter eine schwarze Cordhose. Sie ähnelte in keiner Weise der stolzen Schönheit, die Camilla in der letzten Nacht kennengelernt hatte.

»Das sind nicht Theresas Augen!«

Chris grinste breit. »Das ist auch nicht Olympia, sondern Amelie.« Er gluckste.

Camilla fiel ein, was Olympia in der letzten Nacht erzählt hatte. Es gab mehr Uhrwerkmechanismen, nur hatte sie nicht damit gerechnet, dass alle Frauen gleich aussahen.

Amelie lächelte verlegen und kratzte sich am Hinterkopf. »Du dachtest, ich sei Olympia?«

Camilla nickte. Ihre Verärgerung konzentrierte sich nun auf Chris, der immer noch leise feixte. Er hätte sie auf weitere Begegnungen vorbereiten müssen.

»Danke«, sagte Amelie. Es klang ehrlich. »Das ist eine große Ehre für mich, mit ihr verwechselt zu werden.«

Camilla betrachtete die Mimik der Frau genauer. Sie spürte sogar, dass es eine andere Puppe war. Ihr fehlte das Charisma. Andererseits besaß Amelie einen erfrischend jugendlichen Charme und kluge, fröhliche Augen. Sie musste um vieles jünger sein als ihre »Schwester«. Besonders gefiel Camilla der freche Ausdruck in ihrem Gesicht. Etwas daran erinnerte an Chris.

Sie wandte sich ihm zu. Tatsächlich waren sich die beiden in ihrer Gestik und Mimik ähnlich. Amelies Augen glichen den seinen, auch wenn Camilla unmöglich die

Farbe bestimmen konnte. Sie nahm sich vor, Chris später danach zu fragen.

Amelie räumte eine weitere Schüssel aus ihrem Korb und nahm die Deckel ab. Der Duft nach heißer Suppe und gebratenem Rindfleisch erfüllte die Luft. Camillas Magen knurrte laut.

Chris grinste wieder. »Du rettetest uns gerade, Amelie.«

Sie hob eine Braue. »Wohl eher Camilla als dich«, entgegnete sie mit einem Seitenblick.

»Du kennst meinen Namen?« Ihr Magen knurrte anhaltend. Sie konnte sich kaum noch auf Amelie konzentrieren. Hungrig starrte sie zu der Suppenschüssel.

Amelie schob sie herüber und nickte. »Amadeo spricht seit Tagen von dir. Du musst etwas Besonderes sein.«

Sie drehte sich um und durchsuchte die Küche nach Besteck. Verwirrung ergriff Camilla. Sie rutschte auf der Bank hin und her. »Ich bin nichts Besonderes.«

Amadeo übertrieb es mit seiner Geheimnistuerei. Aber vielleicht war das normal, wenn man bereits über 200 Jahre alt war. Sie wurde das Gefühl nicht los, als setzte Amadeo besondere Erwartungen in sie, allerdings verwettete sie ihr langes Haar darauf, dass er bei allem, was er tat, Hintergedanken hegte. Sie strich sich über die Stirn. Welche Tatsachen konnte sie zusammenfassen? Der alte Mann hatte sie gerettet, wollte aber nicht, dass Chris und Olympia ihr Informationen lieferten. Ihr Blick streifte das Buch. Was hatte es damit auf sich? Er köderte sie mit ihrer Neugier. Es stand außer Frage, dass die Bilder auch nur Mittel zum Zweck waren, genau wie sein Auftritt vorhin. Für irgendetwas schien sie gebraucht zu werden. Das gefiel ihr nicht. Christoph wusste offenbar nichts. Schließlich hatte er versucht, sie vor dem alten Mann in Schutz zu nehmen. Amadeo handelte ohne das Wissen seiner Helfer. Seine behutsame Herangehensweise deutete darauf hin. Chris stand Amadeo nah. Durchschaute er sein Spiel?

»Weißt du, was Amadeo von mir will?«

Chris hob die Schultern. Bevor er antworten konnte, kam Amelie mit Löffeln zurück.

»Dieser Haushalt ist die Hölle für jede Köchin!« Mit einigen Handgriffen reinigte sie das Besteck am Saum ihres Kleides und reichte es weiter. Amelie nahm ihren Korb, drehte sich um und trat zur Tür. »Lasst es euch schmecken.«

Camillas Hunger erwachte erst richtig, als sie die Suppe probierte. Solche Gier kannte sie nicht von sich. Ihr Hunger suggerierte, selten etwas Besseres gegessen zu haben. Schließlich leerte sie ihre Schüssel und wischte sie mit dem Brot aus. Im Anschluss fühlte sie sich, als könnte sie sich rollend fortbewegen.

»Sehr gut.« Zufrieden lehnte sie sich an die Wand und spürte den rauen, unverputzten Stein durch ihren Pulli. Chris, der noch mit seiner Suppe beschäftigt war, betrachtete sie fassungslos.

»Wo hast du das ganze Essen hingesteckt?«, fragte er mit vollem Mund.

Sie schielte in seine Schüssel, die noch halb voll war, und grinste. »Schnell essen konnte ich schon immer.«

Müdigkeit ergriff sie. Ihre Lider wurden schwer, dennoch glitt ihr Blick zu dem Folianten. Umgehend verflüchtigte sich ihre Erschöpfung. Neugierig zog sie das Buch zu sich, während sie die leere Schüssel zur Seite stellte.

Der Einband wirkte fleckig. Dunkles Leder brach an den Ecken von dünnen Holzplatten, die als Einband dienten. Der Rücken bestand aus dicken Schnüren, die durch doppelt gelegte Schichten von Papier gezogen waren. In dem spärlichen Licht der wenigen Kerzen verlor das Buch seine Farbe.

Sie berührte vorsichtig den Deckel. Auf einem in das Leder eingefassten Papierschildchen stand etwas, doch die Schrift war zu verblichen, um sie erkennen zu können.

»Hoffentlich ist innen noch alles lesbar.«

Chris neigte sich herüber. Obwohl er noch nicht aufgeessen hatte, siegte offensichtlich seine Neugier.

Camilla strich über den Einband. »Meinst du, darin finden wir Antworten?«

»Ich denke schon.«

»Du bist seine rechte Hand oder so was wie sein Ziehsohn und weißt irgendwie nichts von ihm, habe ich den Eindruck.«

»Stimmt schon«, gab er zu. »Olympia schützt Amadeos Geheimnisse.« Er unterbrach sich, als wäre ihm das Thema unangenehm.

Behutsam schlug Camilla den Deckel auf. Innen hatte der Buchbinder blass gemustertes Papier eingesetzt, auf dem Amadeo Notizen und Skizzen gemacht hatte. Die Tusche besaß noch immer genug Farbintensität, um sie problemlos lesen zu können. Allerdings stellte es sich als schwierig heraus, Amadeos stilisierte Handschrift zu entziffern. Die kunstvoll verschlungenen Buchstaben fielen stark nach rechts. Sie erinnerten an Ornamente.

Chris neigte sich dichter über die Seiten und zog die Kerzen heran.

»Kannst du das lesen?« Sie zwinkerte, weil die Worte wirkten, als würden sie vor ihren Augen enger zusammenrücken, um sich ihren Blicken zu entziehen.

Er nickte, wobei er ihr Haar berührte. Ein leichter Schauer überlief Camilla, als sie sich seiner Nähe bewusst wurde. Feine Härchen stellten sich auf. Ihr Körper begann zu beben.

»Was steht da?« Sie schluckte. Bekam er mit, wie belegt ihre Stimme klang? Bestimmt wollte sie gerade jetzt nicht seine Aufmerksamkeit auf sich lenken, obwohl seine Nähe guttat.

Chris legte seine Finger auf die Notiz und strich unter der Schrift entlang. Seine Lippen bewegten sich, ohne dass

er ein Wort aussprach. Seine linke Hand schob sich um ihre Taille.

Camilla zuckte zusammen. Ein prickelndes Gefühl pulsierte durch ihren Körper. Vermutlich bemerkte Chris es nicht einmal, während er die Notizen nacheinander durchlas.

»Das ist seltsam.« Er rieb sich über die Augen.

»Was?«

»Hier steht: Je weiter ich den Prozess vorantreibe, desto teilnahmsloser wird er.« Sein Finger strich an eine andere Stelle. »Olimpia hieß das ihm verlobte Kind, wie er sagt. Aber ihr Bruder spricht in all der Zeit immer nur von einer Clara.« Er sprang zu einer anderen Textpassage, die ebenfalls zusammenhangslos niedergeschrieben wurde. »Der Verfall seines großen Geistes ist nicht mehr aufzuhalten. So sehr sich sein Verstand dem unabwendbaren Wahnsinn nähert, so sehr drückt sich dieser Verfall in seinen Zügen aus. Ich habe Mitleid. Seine Geschichte rührt mich. Ein Wunder muss geschehen, um diesen wertvollen Mensch zu retten.« Chris schluckte trocken und las weiter. »Ihm wird eine große Gnade zuteil, sollte sich erweisen, dass Clara noch lebt. Aber darf ich an solche Wunder glauben?«

Sie schloss die Augen. Die Worte erschufen Bilder hinter ihren Lidern. Gerade eben schien die Wahrheit in erreichbare Nähe zu rücken. Das Geheimnis um Amadeo und den Sandmann fand sie zwischen der Novelle und der Realität. Als der Gedanke Formen annahm und sie danach greifen wollte, zerfaserte er. Es fühlte sich an, als wehte ein Windhauch Rauchfäden davon. Sie ballte die Fäuste. Das gab es doch nicht! Krampfhaft versuchte sie, die Reste ihrer Überlegungen festzuhalten. Die Namen der beiden Frauen hallten nach. Ganz langsam manifestierte sich eine Basis. Vor Jahren, als sie noch ein Kind gewesen war, hatte sie die Geschichte des Sandmanns vorgelesen bekommen. Auch in der Schule hatten sie E. T. A. Hoffmann gelesen. Clara

hieß die Verlobte des Protagonisten Nathanael. Olimpia war der für ihn unerreichbare Traum, den er halten und küssen konnte, ohne sie jedoch für sich zu gewinnen.

In welcher Form passten diese Fragmente zu Amadeos Notizen? Sie neigte sich über das Buch.

»Wenn Amadeo nicht vollkommen durchgeknallt ist, sind Clara und Nathanael keine erfundenen Gestalten.«

Christoph deutete ein Nicken an. »Es gibt schließlich auch Olympia – und sie ist eine Maschine.«

Sie verfolgte den Gedanken weiter. »Amadeo schreibt aus der Sicht des Beobachters. Er muss also Clara gekannt haben.« Sie nagte an ihrer Unterlippe. »Wie passt Amadeo in die Geschichte Hoffmanns? Ist er vielleicht Nathanaels Kindheitsfreund?«

Chris schwieg. Sie las keine Gefühlsregung aus seinen Zügen. Warum zum Teufel fiel ihr der Name von Nathanaels Freund nicht ein? Enttäuschung stieg auf. Sie brauchte das Buch, um weitere Thesen aufzustellen.

Das Geheimnis und die Lösung lagen in dem »Nachtstück«, das E. T. A. Hoffmann geschrieben hatte. Mühsam grub sie jeden Erinnerungsfetzen der Novelle aus und ließ das Buch Revue passieren. Nach Minuten hob sie die Lider.

Chris, der sich dicht über die Seiten neigte, bemerkte ihren Blick. »Ist alles in Ordnung?«

Camilla nickte. »Ich habe mir die Geschichte um Nathanael und den Sandmann in Erinnerung gerufen.«

»Lass hören. Wenn dir Passagen fehlen, kann ich sie vielleicht ergänzen.«

Sie warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. »Sitze ich gerade in einer Deutsch-Prüfung?«

Er grinste, schwieg aber. Schließlich straffte sie sich und richtete sich auf. Seine Anwesenheit half ihr, nicht nervös zu werden. Tatsächlich fielen ihr einige Details ein.

»Die Geschichte beginnt in Nathanaels Kindheit, als seine Amme ihm die Horrorgeschichte des Sandmanns

erzählt, der den Kindern die Augen stiehlt, um sie seiner Brut zu fressen zu geben. Der Junge vergleicht ihn mit Coppelius, dem Partner seines Vaters, vor dem er sich fürchtet. Das Bild verfolgt ihn bis in den Tod, richtig?«

Chris nickte und gab ihr einen Schubs. »Nicht so ver-spannt. Ich vergebe keine Noten.«

Leider halfen seine Worte wenig. »Die beiden Männer sind Alchemisten. Soweit ich mich erinnere, beobachtet Nathanael, wie Coppelius wegläuft, als eines der gemein-samen Experimente schiefgeht und sein Vater stirbt.«

»Genau.«

Sie hatte die Anfangssequenz noch immer in Erinne-rung. Damals wirkte die Bildlichkeit der Erzählung lang nach. Sie sah die Szene wie einen Film. Die nachfolgenden verloren an Kraft, sodass sie viele verdrängt hatte. »In sei-ner Studentenzeit trifft er auf einen Mann, den er anfangs für Coppelius hält.« Sie überlegte angestrengt.

Chris ergriff ihre Hand. »Streng dich nicht so an.«

»So schnell gebe ich nicht auf.« Tatsächlich konnte sie weitere Fragmente der Geschichte zusammentragen. »Der Mittelteil geht furchtbar durcheinander. Darin tauchen seine Verlobte und deren Bruder auf. Er ist auch kurze Zeit nicht in der Stadt ...« Die Informationen in ihrem Kopf ordneten sich. Sie stieß eine Tür in ihren Erinnerungen auf. Mit einem Mal wollten alle Gedankenfetzen gleichzeitig herausprudeln. »Als er zurückkommt, ist seine Wohnung ausgebrannt. Er muss zu seinem Professor umsiedeln. Dort lernt er Olimpia kennen und verliebt sich in sie.«

»Nicht so schnell.« Chris lächelte. »Coppela hieß der Wetterglashändler, der ihn so eingeschüchtert hatte. Wegen dieses Mannes schrieb Nathanael seinem Freund Lothar, der auch der Bruder seiner Verlobten Clara war. Der Brief ging aber versehentlich an Clara. Sie erklärte Na-thanael für überspannt und er widerrief schließlich seine Aussage, dass Coppela und Coppelius identisch seien.«

Camilla nickte und rieb die Handflächen an ihrer Hose. Chris fasste die Geschichte so einfach in Worte, während ihr die Hälfte des Inhalts fehlte. »Studierst du Literatur?« Der Kommentar sollte scherzhaft klingen.

Als Chris wie selbstverständlich den Kopf schüttelte, begriff sie, dass er weitaus gebildeter war, als er den Anschein vermittelte. In seiner Gegenwart kam sie sich ungebildet und dumm vor.

»Erzähl weiter«, forderte sie ihn auf.

Chris zögerte. »Olympia war die vermeintliche Tochter seines Professors. Anfangs dachte Nathanael ebenfalls, sie sei etwas seltsam ...«

»War es nicht dieses komische Fernrohr, das er von Coppela kaufte?« Bei der Erwähnung dieses Gegenstandes musste sie wieder an den Selbstmörder denken. In einer Hand hielt er ein antikes Fernrohr. Ein eisiger Schauer rann ihr über den Rücken.

»Das Perspektiv.«

»Das Ding verzerrte Nathanaels Wirklichkeit vollständig«, murmelte Camilla. Sie rutschte an der Wand etwas hinab und nagte an der Unterlippe. Das Bild des toten Mannes manifestierte sich. Fröstelnd rieb sie über ihre Arme. »Dann kommt doch die Szene mit den blutigen Augäpfeln.« Die Parallelen lagen auf der Hand.

Chris nickte wieder. »Professor Spalanzani und Coppela streiten sich um die Puppe Olimpia. Coppela wirft sie sich über die Schulter, um zu fliehen. Dabei fallen ihre Glasaugen heraus. Das Blut daran lässt Nathanael glauben, dass Olimpia tot sei.«

»Er versucht, seinen Professor dafür umzubringen.«

Chris führte den Handlungsstrang weiter. »Er wurde durch die Schaulustigen davon abgehalten, die durch den Lärm angelockt herbeiliefen.«

Ihre cineastische Vorstellungsgabe erweckte seine Worte zum Leben. Während die Szenen wie in einem

Stummfilm mit beinah übertriebenen Gesten abliefen, flackerten immer wieder Erinnerungen an Theresas zerschnittenes Gesicht und die entsetzlichen Minuten auf der Museumsinsel auf.

»Furchtbar«, war das Einzige, was sie hervorbrachte.

Chris' Stimme durchdrang ihre Abwesenheit. »Er wacht erst zu Hause bei seiner Mutter wieder auf. Seine Mutter, Siegmund, Lothar und Clara sind bei ihm.«

Um die Bilder von sich zu schieben, konzentrierte Camilla sich auf seine Worte. »Wollten Nathanael und Clara nicht heiraten?« Ihre Stimme schwankte.

»Ja. Sie nahm ihn zurück.«

»Schließlich kam die seltsame Szene auf dem Turm«, murmelte Camilla. »Er sah Coppelius in der Menge unter dem Turm und nahm das Perspektiv, um ihn besser erkennen zu können. Als er Clara damit ansah, drehte er durch und wollte sie umbringen.« Die Worte rannen von ihren Lippen, ohne dass sie den Inhalt wahrnahm. Sie verbiss sich in der Erinnerung an den Toten, in dessen Hand das Fernrohr lag.

Chris berührte sie sanft an der Schulter. Sie zuckte zusammen. Erst jetzt gelang es ihr, die Gedanken beiseitezuschieben.

»Das ist die eigentliche Geschichte«, sagte er leise.

Camilla ergriff seine Hand. Aus ihrem Schreck entwickelte sich das Gefühl, etwas sehr Wichtiges erfahren zu haben. Ein weiterer Anhaltspunkt lag in greifbarer Nähe. Sie spürte neues Feuer. Die Neugier, ein Geheimnis zu lösen, riss sie mit.

»All die Personen müssen wirklich gelebt haben.« Sie richtete sich auf. »Ich würde wetten, Amadeo ist eine der Personen aus der Geschichte. Aber da kommen nur zwei infrage. Ich weiß nicht, ob er Siegmund oder Lothar ist.«

Chris tippte auf die aufgeschlagenen Seiten. »Ich habe einen anderen Verdacht. Das sind Gerichtsaufzeichnungen

gen von einem Mordprozess an einer jungen Frau aus dem Jahr 1816. In diesem Zeitrahmen wurde E. T. A. Hoffmann zum Kammergerichtsrat berufen. Ein Jahr danach erschien die Erstausgabe der *Nachtstücke*, zu denen auch *Der Sandmann* zählte.«

Camilla zog die Brauen zusammen. Sie nagte an ihrem Lippenring, während sie sich die Daten überlegte. Chris' Gedankengang lag auf der Hand ...

Sie fuhr auf.

Chris ergriff ihren Arm und zog sie auf die Bank zurück. Seine Augen verengten sich, als sich ihre Blicke trafen.

»Das Alter Hoffmanns deckt sich mit dem von Amadeo«, sagte er leise.

Sie nickte atemlos.

»Ja.«

»Und das A in der Abkürzung E. T. A. steht für Amadeus.«

GLASSEELEN

Tanja Meurer

Für die 19-jährige Camilla und ihre Freundin Theresa endet ein Museumsausflug mit einem Schock. Ein Mann stürzt sich vor ihren Füßen zu Tode. Seine Augen lösen sich in Staub auf, aus seiner Hand rollen blutige Augäpfel. Steht der Suizid in Zusammenhang mit einem wahnsinnigen Mörder, der sein Unwesen in Berlin treibt? Bereits mehrere junge Frauen sind ihm zum Opfer gefallen. Die verstümmelten Leichen verbindet ein grausiges Merkmal: herausgeschnittene Augen.

Obwohl sich Camilla und Theresa unter der Betreuung einer Psychotherapeutin und der Polizei in Sicherheit wähnen, nimmt der Serienkiller sie ins Visier. Von Panik getrieben gerät Camilla in die Unterwelten der Hauptstadt und stößt auf rätselhafte Menschen. Können der mysteriöse Amadeo oder der attraktive Chris sie vor ihrem fanatischen Verfolger retten? Mit dem Begriff „Sandmann“ gibt Chris ihr einen entscheidenden Hinweis, doch der Killer ist nicht leicht zu überlisten. Um seinen Attacken zu entkommen, muss sich Camilla nicht nur ihrem Peiniger stellen. Sie entdeckt eine übersinnliche Fähigkeit, die vielleicht besser im Verborgenen geblieben wäre ...

Band 1 der Reihe Schattengrenzen